This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Schaumberger's Werke.

~~25 a 18~~

REP. G. 4249(8)

~~GM 345 A. 6~~

2/9

Gesammelte Werke

von

Heinrich Stammberger.

Neunter Band.

Aus der

Mappe des Verstorbenen.

Kleinere Erzählungen, Gedichte, Briefe etc.

•

Zweite Auflage.

Wolfenbüttel.
Verlag von Julius Zwißler.
1878.

Aus der

Mappe des Verstorbenen.

Kleinere

Erzählungen, Gedichte, Aufsätze und Briefe

von

Heinrich Schaumberger.

Zweite Auflage.

Wolfenbüttel.

Verlag von Julius Zwißler.

1878.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
29 MAY 1943
OF OXFORD

Inhalt.

	Seite
Eine Weihnacht auf dem Lande	1
Die Zerstörung der Schaumburg	59
Gedichte	103
Aufsätze vermischten Inhalts	135
Briefe	177

Eine Weihnacht auf dem Lande.

„Iſt's der vorwitzigen Naſe ſchon wieder zu wohl im warmen Mantel? — Huſch huſch! geſchwind kriech' unter, es ſchneit, es ſchneit!" — Dieſe Warnung der Mutter klang dem kleinen Neugierigen unter ihrem Mantel gar köſtlich, aber ſie kam zu ſpät. Eine große, breite Schneeflocke mußte nur auf das kleine Stumpfnäschen gewartet haben; kaum ſchob es ſich aus dem Mantel hervor, — huſch, legte ſie ſich ſo recht breit und kalt auf die rothe Spitze, die denn auch ſofort wieder unter dem Mantel verſchwand. Nun ſchämte ſich auch die naſeweiſe Schneeflocke, daß ſie den kleinen Karl ſo erſchreckt; allein da ſie nicht weinen konnte, wie die Kinder wohl thun, ward ſie ſelber zu Waſſer, lief aus lauter Reue dem kleinen Karl in den Mund und ließ ſich geduldig verſchlucken.

Aber ſie hätte ſich durchaus nicht zu ſchämen gebraucht, denn Karl war gar nicht böſe auf ſie. Wer weiß wie oft hatte er die Mutter gefragt: Schneit es Mama? — Mama ſchneit's noch? Mama ſchneit es ſehr? — Sehr ſehr? — Mama, wie ſehr?" Aber keine Antwort hatte ihn ſo recht befriedigt, die mütterlichen Beſchreibungen waren ihm nicht klar und beſtimmt genug, darum beſchloß er ſelber der Sache auf den Grund zu gehen. Und mit dieſem Erfolg ſeiner Un-

terſuchung war er vollſtändig zufrieden; fand ſo ſchnell eine Flocke den Weg zu ſeiner Naſe, dann mußte es jedenfalls „ſehr ſehr ſchneien, vielleicht ſchneite es gar „noch ſehrer!“ — und das war ja, was er wollte.

Sehr befriedigt ſetzte er ſich wieder auf dem Schooß der Mutter zurecht, ſchmiegte ſich bequem in ihre weichen Arme, legte den Kopf an ihre Bruſt und lauſchte dem Traben und Schnauben der Pferde vor dem Schlitten, dem Klingen und Rollen der Schellen, dem Peitſchenknallen des Kutſchers! Wie träumte es ſich ſo behaglich auf dem Mutterſchooß, im ſanft dahingleitenden Schlitten, mit dem Bewußtſein: es ſchneit! — wir fahren zum Großvater! — und heute Abend iſt Weihnachten, heute Abend noch beſchert der heilige Chriſt! — Faſt zu viel des Glückes auf einmal für ein ſechsjähriges Knabenherz. Karl empfand das auch. Als gewiſſenhafter Junge und Incipient der ſtädtiſchen Rathsſchule, an der ſein Vater als Lehrer angeſtellt war, hatte er das Bedürfniß, jede Freude für ſich zu genießen, und „ordentlich auszufreuen.“ Heute wollte ihm aber dieſes ordnungsmäßige Durchfreuen durchaus nicht gelingen, und es half ihm nichts, daß er ſogar ſeine Finger zur Herſtellung einer regelmäßigen Reihenfolge in Thätigkeit ſetzte, das Glückſeligkeitsregiſter wollte nicht zu Stande kommen.

Da war zuerſt die Schlittenfahrt — an und für ſich eine Luſt, aber nun ging es gar zum Großvater und draußen ſchneite es — jedes für ſich wieder beſondere Urſache zum Freuen. Wandelte ihn ein Kitzel an, mit den Beinen zu ſtrampeln, weil es ſehr ſehr ſchneite und beim Großvater ein funkelnagelneuer, prächtiger, mit Eiſen beſchlagener Rennſchlitten auf ihn wartete, dann fiel ihm plötzlich die

riesengroße Zuckerdüte ein, mit der die Großmutter gewiß auf ihn wartete. Daneben lachte ihm auch schon das lustige Gesicht des Schustershanfrieder entgegen, des Schustershanfrieder, der so prächtige Wasserspritzen und „Pfitschepfeile“ herzustellen wußte, der alle Vogelnester der Gegend kannte und genau angeben konnte, wie viel Eichhörnchen sich im Schwarzholz über dem Dorf herumtrieben, der stets so rechtzeitig dazukam, wenn ein Haushahn seine schönste Sichelfeder verlieren wollte, daß alle „Gückeler“ des Dorfes schreiend davon flogen, wenn sie ihn nur von weitem erblickten, den im Springen, Klettern, Werfen noch Niemand übertroffen, und den er zum Schrecken der Mutter — zu seinem Herzensfreund erhoben hatte! — Deutlich hörte er ihn sagen: „Karle, komm Karle! ich hab' was für Dich!“ Was er wohl diesmal bereit halten mochte? — So — nun war Karl richtig wieder aus der Reihe! was hatte der Hanfrieder hier zu suchen? — Der gehörte doch erst in die Großvaterfreude! — Ach und nun bei Großvaters! — Hm — der herrliche Dorfteich ist zugefroren, da lassen sich keine Kanäle bauen, keine rauschenden Wasserfälle herstellen — das ist sehr sehr schade! Aber halt, dafür gibt es eine herrliche Glitschbahn — fast hätte Karl unter dem Mantel laut Hurrah! geschrieen. — Oh, und dann der Taubenschlag, der Hühnerstall mit Nestern und Eiern, der Heubarren im Stadel mit seinen köstlichen Verstecken und weichen Springplätzen, der Kuhstall mit den Kaninchen und Kälbchen, dann die Speisekammer der Großmutter, der unergründliche Haselnußsack in der Lade der alten Annebarb', und nun gar erst am Abend die Bescherung! — Ob ihm wohl die Mama den schönen Nußknacker aus der Weinachts-

bude der alten Frau Base Müller, dem er, als er seine Festigkeit erproben wollte, ein Stück des wilden Bartes abriß, und der ihn seitdem, so oft er zur Schule ging, mit drohenden Blicken verfolgte, noch gekauft hat? Heute Morgen stand er wenigstens nicht mehr an seinem Platz! Was überhaupt das Christkindlein bringen mochte? Ob es auch den so heiß begehrten Degen und die Pickelhaube nicht vergaß? und die Trommel? — die Armbrust? — die Bleisoldaten und die Kanone, aus der man mit Pulver schießen konnte? — Vor seinen geschlossenen Augen ward es heller und heller, unzählige Lichter flammten auf und bestrahlten glitzernde, schimmernde, unbeschreibliche Herrlichkeiten. Hei — wie klirrte der Degen, wie dröhnte die Trommel! — Dann wieder gab ihm der Hanfrieder eine Knallbüchse — hu, wie die knallte! — Nun stieg ihm der herrliche Geruch der Tannennadeln in die Nase, dann schwamm er in dem Dunst der Wachskerzen, und endlich ging er unter in einem Meer von Wohlgerüchen, die nach Pfefferkuchen und Weihnachtsstollen dufteten.

„Der kleine Unruh ist ja auf einmal so still geworden!“ meinte der Vater und gab dem Knecht vorn auf dem Bock eine brennende Cigarre.

„Er schläft!“ lispelte die Mutter mit glücklichem Lächeln und drückte den Liebling — aber nur in Gedanken! — fester an sich!“

„Welche holden Träume den kleinen Schläfer umgaukeln mögen? — o glückselige Kindheit!“ sagte der Vater. „Gott sei Dank, wir sind bald daheim — daheim bei den lieben Eltern! Wird das eine Freude sein, wenn die Guten ihr Töchterchen so rosig und frisch in die Arme schlie-

ßen, und nun gar erſt unſern kleinen Burſchen! — Weißt Du, Marie, es iſt mir eine rechte Freude, wieder ein Weihnachten bei Deinen guten Eltern zu verleben!“

Ein dankender Blick der ſchönen jungen Frau an ſeiner Seite belohnte ihn für dieſes Wort; ſie würde ihm auch die Hand gedrückt haben, aber um des kleinen Schläfers willen wagte ſie keine Bewegung. Eben klingelte der Schlitten durch die verſchneiten Dorfſtraßen und hielt vor einem ſtattlichen Bauernhaus, vor deſſen Hausthür Männer und Frauen dem Schlitten entgegenwinkten. Kaum ſtanden die Pferde, ſo eilte eine runde Bäurin an den Schlitten, umfaßte den Kopf der jungen Frau und bedeckte ihr Geſicht mit Küſſen und Thränen. Dann ward vorſichtig der Mantel geöffnet und der kleine Schläfer ſammt ſeinen Umhüllungen zu Tage befördert. Der kleine Mann ward faſt zerriſſen, alle Arme langten nach ihm, zuletzt behielt die alte Annebarb den Sieg und eilte ſtolz mit ihrer Laſt in die Stube. Hinter der Stallthüre lauerte auch der Schuſtershanfrieder und rief leiſe: „Karle, Karle!“ Aber der Geruſene hörte nicht auf den Freund, mürriſch rieb er ſich die Augen und fragte: „Schneit es noch ſehr, Mama? — und wie ſehr?“

Da alle verfügbaren Hände beſchäftigt waren, die junge Frau von ihren Mänteln zu befreien, ſprang der Lehrer die Steintreppe empor und warf ſich an die Bruſt eines rüſtigen Greiſes, der ihm die Arme entgegenbreitete. „Wie ich mich nach Dir geſehnt habe, Fritz!“ ſagte der Alte und ſchob den Schwiegerſohn in's Haus. „Und ich ſage Dir gleich voraus, diesmal kommſt Du nicht ſo bald wieder fort!“

„Denke nicht daran, bald heimzukehren," war die heitere Entgegnung. „Die Ferien bleiben wir bei euch!"

Karl war sehr unwirsch. Zu bald aus dem Schlaf und seinen süßen Träumen aufgestört, konnte er sich nicht sogleich in der neuen, fremden Umgebung zurechtfinden. Aber auch als ihm allmählich zum Bewußtsein kam, daß er bei „Großvaters" sich befand, ward seine Laune nicht besser. Da war vor allem die Mama nicht zur Hand, dann blieb unverantwortlicher Weise die Großmama mit der herkömmlichen Zuckerdüte viel zu lange aus, sodann empörten ihn die Küsse und Liebkosungen, die er erdulden mußte. — Sein Ehrgefühl als städtischer Schüler vertrug sich nicht mehr mit derlei Dingen, die nur für kleine Kinder paßten, und er war kein Kind mehr, das hatte erst gestern der Classenlehrer beim Schulschluß ihnen eingeprägt. Da nun sein Sträuben und Weigern die Kußlustigen, die es für Spaß hielten, nur noch eifriger machte, ward Karl ernstlich böse. Eben begann er mit Strampfen, Kratzen und Schlagen die Zudringlichen abzuweisen, hatte auch schon den Mund geöffnet, die Kraft seiner Lungen zu erproben, als der Vater mit dem Großvater eintrat. Wunderbar, welchen Einfluß die bloße Gegenwart des Vaters auf den kleinen Zornmüthigen übte! Das Geschrei blieb im Halse stecken, die Fäuste entballten sich, die Falten auf der Stirn verschwanden, aller Unmuth wich — der Sturm mit Wolken, Blitz und Donner war verflogen, am klaren Himmel leuchtete hell die Sonne reinster Kinderlust. Strampelnd streckte er dem Großpapa die Aermchen entgegen, jauchzend hing er sich an seinen Hals, und was er soeben auf Tod und Leben bekämpft hatte, das verschwendete er nun selber überreichlich

— der Großvater kam vor lauter Küſſen gar nicht zu Athem. Dabei vergaß Karl nicht, heimlich durch die Fenſter zu ſchielen, und als es wirklich „noch ſehrer“ ſchneite — ja da war Alles, Alles gut!

Die Mama und Großmama trafen bei ihrem Eintritt den Kleinen in der rechten Verfaſſung, eine Zuckerdüte mit Dank in Empfang zu nehmen. Zwar konnte er nicht umhin, ſie ſehr klein zu finden und demgemäß mit einiger ſtillſchweigenden Verachtung in ſeine Hoſentaſche zu verſenken — aber die Verſicherung der Großmutter, das Chriſtkindchen brauche jetzt allen Zucker für ſich und habe eben nicht mehr zurückgelaſſen, beruhigte ihn, und bei dem Gedanken an die abendliche Beſcherung hüpfte und tollte er wie beſeſſen in der Stube herum.

Mit Mühe brachte man ihn zum Sitzen, er wollte durchaus nicht eſſen; erſt ein ernſter Blick des Vaters rief ihm ſeinen Hunger in's Gedächtniß. Ruhe hatte er freilich nicht, lieber Gott, wie konnte er auch? War er nicht bei Großvaters? — ſchneite es nicht ſehr? — war nicht Abends Chriſtbeſcherung? Dazu leuchteten durch die Spalten der Stubenthür munt're Kinderaugen, in allen möglichen Stimmlagen wisperten die Körbſtrickersmädchen — ein ganzes Rudel! — „Karle — Karle!“ Manchmal entſtand auch ein Gepolter und unterdrücktes Schelten draußen, dann verſchwanden die Mädchen und es zeigte ſich das ſchlaue Geſicht des Schuſtershanfrieder, und ſein Nicken und Blinzeln ſagte: „Karle, ſo mach doch, ich hab' was für Dich!“ Karl ſchluckte und würgte was er vermochte, ſo ſchnell, wie es Hanfrieder wünſchte, kam er doch nicht los. Als ſeine Lockungen ohne Erfolg blieben, verſchwand Hanfrieder von der

Thürspalte, und plötzlich geschah draußen ein heftiger Knall. Die Frauen fuhren erschrocken in die Höhe, selbst die Männer sahen sich erstaunt an. „Was war das?“ tönte es gleichzeitig von allen Lippen. Nur Karl war gar nicht erschrocken, wie ein Wiesel glitt er hinter dem Tisch hervor, rannte auf die Thür los, und schrie aus vollem Hals: „Hanfrieder, die Knallbüchse ist mein, ich gebe Dir meine Zuckerdüte dafür!“ — Die ganze Tischgesellschaft brach in ein herzliches Gelächter aus, der Vater faßte den Flüchtling ab, als er eben aus der Thür wischen wollte, und der Großknecht ward nun abgesandt, die kleinen Störenfriede zu vertreiben und die Hausthüren zu schließen.

Karl lag die Knallbüchse in Gedanken; der Hanfrieder wird sie doch nicht verpaschen, während er hier sitzen und essen muß? Da meinte der Großvater zum Großknecht: „Hansjörg, wir hätten doch eher an die Tannenäste denken sollen!“

„Ach nein,“ war die Antwort, „das bisle Schnee verschlägt nichts. Wenn's Euch recht ist, geh ich nach dem Essen gleich hinauf in's Holz, daß die Aeste noch ein wenig ablaufen und trocknen bis zum Abend.“

„In's Holz?“ fragte Karl. „Papa da muß ich auch dabei sein.“

„Ich trag' Dich, Karle!“ lockte der Kleinknecht, ein stämmiger Bursche von 16 Jahren. „Ich zeig' Dir Eichhörnle droben!“

„Unsinn,“ erklärte die besorgte Mutter. „Mache dem Schlingel auch noch was weis, Kasper. Nichts, Karl, Du bleibst zu Haus!“

„Warum, Mutter?“ fragte der weniger ängstliche Va-

ter. „Wenn ihn der Kasper tragen und in Acht nehmen will, gönne ihm doch das Vergnügen. Es gibt nichts Herrlicheres als einen beſchneiten Tannenwald, und Karl hat nicht oft Gelegenheit, einen zu ſehen. Müßten wir nicht den guten alten Pfarrherrn beſuchen, ich ging ſelber mit hinaus.“

Karl zappelte mit Armen und Beinen, aber die Großmutter ſchlug die Hände zuſammen und rief: „Ach, um Alles in der Welt, Sohn, das wird doch Dein Ernſt nicht ſein? Keinen Hund jagt man bei ſolchem Wetter vor die Thür und das Kind ſoll in den Wald? — Nein, das geb' ich nicht zu!“

„Ach was, Wetter!“ lachte der Lehrer. „Es iſt nicht kalt, geht faſt kein Wind — was iſt da zu befürchten? Verderbt dem Kleinen die Freude nicht, laßt ihn mit!“

„Es könnte was paſſiren!“ warf die Mutter ein.

„Sei nur ruhig, Marie,“ meinte der Großvater, „der Junge ſoll ſein Vergnügen haben, ich geh' ſelber mit. — Laßt mich nur, ich bin noch nicht zu ſteif und muß noch andere Sachen durchmachen. Haltet nur einen heißen Kaffee bereit!“

Da eben das Eſſen beendet war, traf man ohne Säumen Anſtalten zum Aufbruch. Karl ward wohl verpackt dem Kleinknecht feſt auf den Rücken gebunden, und nachdem der Lehrer den beiden Knechten noch ein Trinkgeld verſprochen, wenn ſie den Kleinen heil und geſund heimbrächten, ging es den Lindenberg hinauf, und bald verſchwand die kleine Geſellſchaft in den Tannen des Schwarzholzes.

Ei, wie war es aber hier oben herrlich! Zunächſt kam man durch ziemlich ſtarkes Stangenholz; ſchlank und leicht

wie Kerzen stiegen die feinen, silbergrau glänzenden Stämme in die Höhe, erst in bedeutender Entfernung vom Boden sendeten sie ihre Zweige aus, die sich so dicht in einander flochten, daß nur selten eine Schneeflocke den Weg hindurch fand, wie denn auch den Boden nur eine dünne Schneeschicht deckte. Wie war es so heimlich still im weiten, halbdämmerigen, durchsichtigen Wald. Und doch war er nicht todt! Dicht vor den Füßen des Großknechts sprang ein erschrecktes Häschen aus seinem warmen Versteck auf und floh in weiten Sprüngen dahin, und dort auf dem Gipfel einer dürren Fichte, die mit ihren nadellosen Zweigen eine leichte Lücke in dem undurchsichtigen grünen Gewölbe bildete, saß ein Rabe und beobachtete aufmerksam die Näherkommenden. Plötzlich flog er auf und strich krächzend über den Forst hin. Karl athmete und schaute; die traumhafte Waldesdämmerung, der einsame schwarze Geselle auf der dürren Fichte weckte die Erinnerung an allerlei Märchen, die ihm die Mutter erzählt, und seine geschäftige Einbildungskraft belebte bald die Einsamkeit mit wundersamen Gestalten.

Steil stieg der Berg an; der Großknecht zog den Kasper mit seiner Last, der Großvater schob ihn vorwärts, so war bald die Höhe erreicht, und nun änderte sich das Waldbild. Hart am Hang zog sich ein schmaler Pfad hin, der sich endlich zu einem Fahrweg erweiterte. Die Berglehne bedeckte bis dicht an den Steig ein üppiger, weit über Mannesgröße hoher Fichtenstand, der zwar jede Aussicht in's Thal und auf das Dorf abschnitt, dafür aber durch sein frisches Grün, durch die wunderlichen Gestalten der dicht mit Schnee bedeckten Büsche, das Auge erfreute.

Rechts vom Weg, auf der Bergebene, erhob ſich ein gewaltiger Hochwald; aber nur ſelten war dem forſchenden Auge ein Blick in ſein Dunkel geſtattet. Da die Waldrieſen jedem Lichtſtrahl eigenſinnig den Zugang in ihr Gebiet verſperrten, jede Lücke, durch die er hätte auf den Boden ſchlüpfen können, eigenſinnig mit ihren Zweigen und Nadeln verſtopften, alle Pflanzen aber, gerade wie die Kinder, die Dunkelheit fürchten und ſich nach dem Licht ſehnen, ſo war es natürlich, daß alle Sträucher, Blümchen und Kräuter das Gebiet der finſteren Geſellen verließen und den braunen geſtorbenen Nadeln Platz machten. Aber ſie gingen nicht weiter als ſie mußten, und den Tannen zum Trotz wucherten ſie am Waldesrand, wo ſie reichlich Luft und Licht fanden, deſto üppiger empor. Beſonders am Wegrain bildeten die Vertriebenen eine hohe, grüne Wand die ſchon manchen Jägersmann ſchwer geärgert hatte, da ſie ihm den Zugang zu dem Hochwald hartnäckig verſperrte. Da ſtrebten junge Tannen ſchlank und wüchſig empor, daß es ihnen die Fichten trotz aller Mühe nicht gleichthun konnten; zwiſchen hinein hatte ſich wohl auch eine borſtige Kiefer gedrängt, und als ob ſie ſelber fühle, daß ſie hierher nicht paſſe, ſtreckte ſie wie ein Igel ihre Stacheln nach allen Seiten hinaus und ſagte: „Laßt mich ungeſchoren und rührt mich nicht an, ich will für mich bleiben!“ Ebenſo drohte der Wachholder, aber er war wenigſtens beſcheidener, kroch lieber auf dem Boden in ſich zuſammen, als daß er übermüthig in die Höhe geſchoſſen wäre. Trotz ſeines ſchönen Namens, ſeines immergrünen Kleides, ſeiner duftenden Früchte iſt er unter ſeinen Nachbarn als mürriſcher Sonderling bekannt und gefürchtet, Niemand kommt gern in ſeine Nähe. Denn

wenn er auch nicht so trotzig sich breit macht, wie die grobe Kiefer, so sticht er dafür desto empfindlicher, kommt ihm irgend wer zu nahe. Traurig streckten da und dort auch Birken oder Eschen die kahlen Zweige in die Luft, offenbar schämten sie sich ihrer Blöße unter den grünen Gesellen. Die Heckenrose dagegen war übermüthig, recht wie ein wilder Bube, an den alten, ernsten Tannen emporgeklettert; da sie ihnen aber doch nicht in den Bart greifen konnte, ward sie verdrießlich und schwang sich im kühnen Bogen über den Weg nach den bescheideneren Fichten, die die lustige Nachbarin, welche ihnen so anmuthige Geschichten von drüben in's Ohr flüsterte, gerne aufnahmen und stützten. Die Heckenrose hatte freilich ihr Laub auch dem gestrengen Nordwind überlassen müssen, aber zu schämen brauchte sie sich nicht, trug sie doch jetzt einen viel stolzeren, vornehmeren Schmuck als im Sommer: ihre feuerrothen, glänzenden Krönchen, die Hiften. Auch noch andere Fremdlinge drängten keck aus dem Nadeldickicht hervor. Da schaukelte die Eberesche ihre rothen Beeren in zierlichen Döldchen, daneben streckte die Hagebutte ihre plumpen Aeste so anmaßlich aus, als wollte sie mit ihren rothen Knöpfchen Ebereschendöldchen und Rosenkrönchen überglänzen. Der Brombeerstrauch, dessen stachliche Ranken demüthig am Boden hinkrochen, hie und da an Büschen emporkletterten, ja wohl auch, als habe ihn der Uebermuth der Heckenrose angesteckt, im sanften Bogen sich in den Lüften wiegten — der Brombeerstrauch prunkte nicht mit seinen Früchten, dafür hatte er seinen Blätterschmuck, dem Nordwind zum Trotz, wenigstens theilweise festgehalten, und die saftgrünen, blutrothen, tiefgelben Fähnchen, die fort und fort im Winde zitterten und bebten,

waren nicht die letzte Zierde des Winterwaldes. Was die Kiefer unter den Nadelbüschen, war der Schlehdorn unter den Blattsträuchern; auch er sagte mit seinen stachlichen Dornen: rührt mich nicht an! und doch leuchteten die dunkelblauen Kügelchen, die massenweise die Aeste bedeckten, gar angenehm aus dem Nadelgrün seiner Nachbarn hervor.

Karl klatschte in die Hände, als er in diese grüne Hohlgasse einbog; er wußte wohl selbst nicht, was ihm am meisten Freude bereitete: die Fichtenbüsche mit ihren Schneemänteln und Kappen links, die er in gewappnete Riesen und andere Ungeheuer umdeutete, oder das farbenfrische, formenreiche Pflanzengewirr rechts, über welches die uralten Tannen in ernster Würde gewaltig emporstrebten.

„Großpapa — Großpapa!“ rief der Kleine und befreite, unbekümmert um Schnee und Kälte, sein Gesicht von den lästigen Umhüllungen. „Wie schön, o wie schön! Sieh nur — drüben stehen die Schneemänner und betrachten sich, was ihnen hüben der heilige Christ beschert hat: blaue Aepfelchen, rothe Nüßchen und Zuckerträubchen, und die Kisten da, das sind die Lichterchen! Ach — der heilige Christ hat den Schneemännern beschert und nun läßt er noch Zucker für sie regnen!“

Die beiden Knechte standen sprachlos vor Verwunderung über solche „Gelehrsamkeit“; endlich meinte der Großknecht, seinem Herrn wichtig zunickend: „Herr — einen Jungen wie unsern gibt's nicht wieder! Der wird einmal wenigstens ein Pfarrer! Ne Ausred' hat der Racker, der Verstand steht einem still, und die G'studirtheit steckt ihm schon im Blut! — 's Christkindle hätt' im Wald den Schneemännern

beschert und 's regnete Zucker!!! — ihr Leut, ihr Leut, solche Einfäll'!"

Kasper wußte nichts zu sagen, dafür riß er den Mund fast bis an die Ohren aus einander, und im Herzen war er nicht wenig stolz, daß er solch einen gescheiten Buben auf dem Rücken tragen durfte. Den Großvater war unterdeß eine große Rührung angekommen, dabei fiel ihm mit Schrecken ein, daß gar zu kluge Kinder selten alt werden. Dem Großknecht drückte er einen Sechser in die Hand und sagte bedeutungsvoll: „Unberufen! — so was darf man nicht bereden! Gott erhalte den Jungen! — Für den Sechser trink Abends einmal auf sein Wohl!"

Karl verstand zwar nicht, was diese Reden bedeuteten, daß sie jedoch keinen Tadel enthielten, merkte er gut genug. Er hatte aber jetzt nicht Zeit, sein Licht weiter leuchten zu lassen, denn eben bog die Gesellschaft in den Wald ab, um nach geeigneten Tannenästen zu spähen. Eine mühselige Wanderung — aber ganz nach Karls Geschmack! Wenn undurchdringliche Dickichte, welche doch durchkrochen werden mußten, ihre Schneelasten den Wanderern auf die Köpfe schüttelten und mit den stachlichten Zweigen nach den Augen schlugen, wenn ein Dornstrauch urplötzlich die ganze Gesellschaft gefangen nahm — besonders wenn er unversehens mit sammt seinem Roß in einer Schneewehe fast verschwand — dann jubelte und jauchzte er hell auf.

Endlich war eine Tanne mit passenden Aesten gefunden; während der Großknecht am glatten Stamm emporkletterte, der Großvater sich bereitete, die abgesägten Aeste in Empfang zu nehmen, erhielt Kasper die Erlaubniß, mit Karl im nahen Hochwald nach Eichhörnchen zu suchen. Eichhörnchen

ließen sich nun zwar nicht blicken, dafür sorgte Kasper für andere Kurzweil. Ei! wie jagte es sich auf dem Rücken eines so geduldigen und verständigen Renners so herrlich durch den harzduftigen, dämmerigen Wald; wie hallten und schallten die Jubelrufe so weit hin unter dem grünen Blätterdach. Es that auch der Lust gar keinen Eintrag, daß Kasper einmal in der Eile eine Wurzel übersah, dröhnend der Länge nach hinschlug und Karl ein ganzes Stück weit über sich hinausschleuderte. Zuerst sahen sich die Beiden wohl verdutzt an, dann aber brachen sie in ein schallendes Gelächter aus, lieben die besonders mitgenommenen Körpertheile, lasen Mützen und Tücher zusammen, und Alles war gut!

Unter der Tanne hatte sich genügender Aestevorrath gesammelt, und da er auch noch ein ebenmäßig gewachsenes Tannenbüschchen in der Nähe fand, rief der Großvater Kasper herbei, theilte sich mit dem Großknecht in die Last der Aeste, dann ward der Heimweg angetreten. Karl schied ungern aus dem lieben, herrlichen Tannenwalde, den heute, am Weihnachtsvorabend, ein so süß geheimnißvoller, stiller Zauber durchwehte. In den Büschen webte ein wundersames Etwas, ein neues Leben schien sich da zu regen; nicht mehr stumm und todt war der Wald, sein Rauschen und Brausen war Stimme und Sprache geworden, und was er erzählte, machte das Herz erschauern in Erwartung und Freude, erfüllte die Seele mit wonnevollen Ahnungen. — Ach, von Zweig zu Zweig lispelte es: Weihnacht! — jede zitternde Nadel, jeder bebende Wipfel sprach: Weihnacht! — Selbst das stumme Waldesdunkel verkündete, der harzige Tannengeruch duftete, der niederrieselnde Schnee

erzählte, jedes Büschchen, auf dem der Blick ruhte und es in Gedanken mit Lichterglanz und Goldschimmer schmückte, jubelte: Weihnacht ist heute! — ja, heute ist Weihnacht! —

Der Weg führte auf der Hochebene hin; plötzlich trat am Berghang an Stelle des Hochwaldes ein vorjähriger Schlag — und tief, tief drunten lag das Dorf. Jetzt fiel die tiefe Stille ringsum besonders auf, da der leise, aber dicht niedersinkende Schnee jede Aussicht versperrte. — Das Dörflein da drunten — und selbst das erblickte man nur wie durch einen Schleier — war Alles, was das suchende Auge entdeckte. Die ganze Welt erschien als eng begrenzte, neblige, weißgraue Fläche — Schnee auf der Erde, Schnee am Himmel, Schnee in der Luft, und mitten darin das kleine Dörfchen. Es glich einer Insel, so einsam, so abgeschlossen lag es da in dem beweglichen Meer der Schneeflocken, in dem unbeweglichen, erstarrten der Schneefelder. Eine glückliche Insel, ein Stückchen Welt für sich stellte das Dörfchen dar, eine befriedete, in sich genügsame Welt. Es lockte hinab in diese heimlich-traute Einsamkeit, eine Sehnsucht wie nach Ruhe und Frieden erwachte im Herzen beim Anblick des verschneiten Dorfes, und doch quoll es auch wieder im Gemüth auf wie süße, lebensvolle Freude. Das stille Dörfchen da drunten, es bereitet sich ja, das schönste Fest des Jahres zu begehen. Darum verhüllt es sich so befriedet in den Schneemantel; es bedarf der Welt nicht, seine Freude ist ihm gewiß, unbeirrt von dem Lärm des Lebens draußen erwartet es in hoffnungsvoller Stille das Heil! — O Christfest! — o Weihnacht!

Solche Empfindungen lagen dem kleinen Reiter allerdings fern. Aber der herrliche winterliche Tannenwald,

das anheimelnd trauliche Bild des verschneiten Dörfchens senkte sich tief' in seine erregte, von Weihnachtslust und Weinachtshoffnung durchglühte Seele. Und wer vermag zu sagen, ob nicht in späteren Jahren, vielleicht in der Ferne, die Erinnerung an das heute Gesehene erwacht, und dann auch die Empfindungen zu vollen, reinen Harmonien anschwellen, deren Grundtöne heute, ihm selbst unbewußt, angeregt wurden?

Im tiefen, tiefen Schnee, über Felder, Raine und Hänge ging es rasch abwärts; je näher dem Dorfe, desto bestimmter traten die Häuser und die umgebenden Obstbäume aus dem Gestöber hervor. Karl war in fast allen Häusern bekannt, die Erinnerung an seine hier wohnenden Freunde regte die Weihnachtslust neu an. Hier wartete gewiß der Stephansfrieder, da der Schneiderschristian, dort der Ambergsjakel ebenso mit Schmerzen auf den Abend, als er selbst, — und alle, alle Kinder hofften auf den heiligen Christ! — „Weihnacht ist heut' — heut' ist Weihnacht!" jubelte er und klatschte in die Händchen, als Kasper mit ihm in die Stube trottete.

„Nun Gott sei Dank, das Mäulchen geht noch!" rief die Großmutter. „Aber Herzblättle, wie hast Du es nur so lang da draußen aushalten können? bist nicht bald erfroren? — Ach du meine Güte, die Finger sind richtig wie Eiszäpfle so kalt, und ein Knötle, gelt das bringst Du auch nicht zusammen? — O Du arm's Würmle Du! geh nur gleich an den Ofen und wärme Dich aus."

„Nicht doch!" rief der Lehrer. „Laßt ihn, solch ein Junge hat warmes Blut."

Eben traten auch der Großvater und die Knechte ein;

ohne Säumen setzte man sich um den Tisch, auf dem bereits der heiße Kaffee dampfte.

„Und wie hat Dir's gefallen im Walde?" fragte die Mutter.

„O Mama ist das schön — so schön!" entgegnete der Schelm, dem jetzt Kaffee und Kuchen über Alles ging.

Dafür berichteten die Knechte mit vielen Worten seinen wunderbaren Ausspruch droben im Walde und rührten durch ihre Lobsprüche die Großmutter so, daß die gute Alte mit Thränen im Aug' den vergeblich widerstrebenden Jungen auf ihren Schooß zog, mit Küssen fast erstickte und ihm geschwind ein paar Stückchen Kaffezucker in die Tasche praktizirte. Der Vater wiegte bedächtig den Kopf und meinte: „Hm — nicht übel! Mehr Sinn hätte es allerdings gehabt, hätte er gesagt, der heilige Christ habe den Thieren des Waldes, den Hasen, Rehen, Eichhörnchen, Mäuschen, den Vöglein groß und klein beschert. Meinst Du nicht Karl, daß es die Thiere nothwendiger brauchen als Deine Schneemänner?"

„Ach ja, Papa; gewiß, Papa!" schrie Karl, froh, bei dieser Gelegenheit der Großmutter zu entkommen.

Während die Knechte sich sehr erstaunt ansahen, meinte der Vater: „Höre, Karl — der Schustershanfrieder hat wirklich eine prächtige Knallbüchse; willst Du ihn nicht besuchen?"

„Aber Mann!" rief die Mutter erschrocken und entrüstet.

„Was denn, Marie? — Auseinanderhalten können wir die Buben einmal nicht, also ist's besser, er geht mit unsrer Erlaubniß. Zudem ist der Hanfrieder gewiß nicht schlimmer, als Karl's städtische Spielgefährten, wenn sie auch

feinere Kleider tragen. — Aber, Karl — hier ist der ganze Tisch voll Kuchen, Hanfrieders Eltern aber sind arm, wer weiß, ob sie welchen backen können — willst Du ihm nicht ein Stück mitbringen?"

Hastig stopfte der kleine Mann alle Taschen voll des süßen Gebäcks, rief auf alle Ermahnungen der Mutter, artig zu sein und nichts zu zerreißen, leichtfertig: „Ja ja, Mama!" und — fort war er.

„Auch eine sehr überflüssige Mahnung, Marie," lachte der Vater. „Wie kann der Bube dafür stehen, daß er nicht irgendwo hängen bleibt? — Nun — auf eine Zeit sind wir ihn los, darum rasch an die Vorbereitungen zur Bescherung, ehe die Spürnase zurückkehrt."

Karl war sehr glücklich. Die Tasche voll Kuchen und die Zuckertüte hatte ihn nicht nur in den Besitz der ganz unübertrefflichen Hollunderknallbüchse gesetzt, sondern ihm auch auf's Neue die ungetheilte Gunst der Schustersleute erworben. Als er dann gar dem Hanfrieder noch ein Stück der zu erwartenden Bescherung versprach, war er Herr im Haus. Und was gab es Alles zu sehen und zu bewundern! Da war der neue Vogelbauer mit dem Drehhäuschen, in dem eine Kohlmeise sich dumm und toll drehte, sodann verlangten die Meisenkästen mit verbesserter Construction (eine Art Schlagfallen zum Vogelfang) Bewunderung, und der heulende Brummkreisel — der übertraf selbst die Knallbüchse! Sogleich setzte auch Karl fest, diese Kostbarkeit dürfe nicht anderweitig verpascht werden. — Am meisten interessirte das Stadtkind die Schustersbrücke, auf der ihn der gutmüthige Schustershannes frei schalten und walten ließ. Die Mutter würde die Hände gerungen haben, hätte sie sehen können,

welche intime Bekanntſchaft ihr Herr Sohn mit altem Schuhwerk, Lederzeug und Schwärztöpfen machte. — Ach, wie war es ſo herrlich in der dunſtigen, halbdunkeln Schuſtersſtube bei dem luſtigen Hanfrieder, während es draußen noch immer dick und dick ſchneite und mit jeder Minute die ſo heiß erſehnte Beſcherung näher rückte.

Als die Schuſterin kleine Brodſcheiben für die Abendſuppe in die Schüſſel ſchnitt, ſah ihr Karl ſehr aufmerkſam zu und fand ſich zu der Frage veranlaßt: „Frau, warum iſt das Brod ſo ſchwarz?“

„Ja, da iſt ein Storch 'neingebacken,“ ſcherzte die Frau.

Karl ſetzte natürlich nicht den geringſten Zweifel in ihre Worte. Das Brod erregte ſeine Neugierde, gar zu gerne hätte er es verſucht. „Frau,“ begann endlich der kleine Diplomat, „Störche habe ich ſchon geſehen, aber Storchenbrod habe ich noch nicht gegeſſen.“

Der Schuſter wäre faſt von der Brücke gefallen, ſo mußte er über das Storchenbrod lachen; um aber den Kleinen nicht zu verſchüchtern, ſtellte er ſich, als müſſe er fürchterlich huſten. Die Schuſterin hielt mit Gewalt an ſich und ſagte: „ja, das haben auch nur arme Leute.“

„Schmeckt es gut?“ fragte Karl, der den Gelüſten nicht mehr widerſtehen konnte.

„Verſuchs!“ Damit gab ihm die Frau ein Stückchen. Daheim würde er das rauhe, derbe Gebäck unfehlbar verſchmäht haben, aber weil es „Storchenbrod“ war, ſchmeckte es ausgezeichnet, mit vollen Backen kauend litt er es ſehr gern, daß ihm die Schuſtersfrau die Taſchen vollſteckte.

Hanfrieder machte den Vorſchlag, mit ein paar andern Buben, deren Geſichter bald an dieſem, bald an jenem Fen-

ſter. auftauchten, nach dem Holzſchuppen zu gehen, dort unter dem Heu, Stroh und Reiſicht ſpiele es ſich gar ſo ſchön. Karl war natürlich ſofort einverſtanden, und einen geeigneteren Spielplatz hätten ſich die Knaben in der That nicht wünſchen können. Beſonders heute am Weihnachtsheiligenabend, wo der Herſcheklos*) ſpukte, wo ein ſolch unſagbarer, gruſeliger Zauber in der Luft lag, wo in jeder dunkeln Ecke ein Geheimniß lauerte, jeder Winkel ein unſagbares, geſtaltloſes Etwas verbarg, wo jedes Knarren der Treppe, jedes Aechzen der Thüre, jedes Seufzen der Balken zur Stimme und Sprache ward und die Seele mit ängſtlich froher Ahnung durchſchauerte — heute war es in dem weiten, leeren, halbdunkeln Bretterſchuppen ganz unvergleichlich. Wenn Karl dem Hanfrieder beim „Verſteckeles“ in die dunkelſten, unergründlichſten Löcher nachkroch, dann ſträubten ſich ſeine Haare vor wonnigem Schauder; immer und immer war ihm, als müſſe plötzlich das große, glückſelige Geheimniß ſichtbar und greifbar vor ihm ſtehen. Oder wenn er als Schütze im „Jägerles“ mit der geſpannten Knallbüchſe in der Hand dem wie in den Erdboden hinein verſchwundenen menſchlichen Wild nachſpürte, dann ſtieg das Geheimniß hinter der finſtern Bodentreppe ſchattenhaft empor — dort hinter dem Holzhaufen nickte ein Spinnwebengeſicht, winkten geiſterhafte Nebelarme! — Nicht doch — hinter ihm ſtand das Etwas, Schritt für Schritt folgte es

*) Herſcheklos iſt der Name für den Knecht Ruprecht oder Nikkas, der als Begleiter des Chriſtkindes gedacht wird, aber auch ſchon vor der Beſcherung umgeht, um ſich vom Wohlverhalten der Kinder zu überzeugen. Er belohnt die Tugend durch Aepfel und Nüſſe; das Laſter ſtraft er mit der Ruthe — überdies erſtattet er dem heiligen Chriſt Bericht.

ihm, er brauchte ſich nur zu drehen, umzublicken — und das Geheimniß war enthüllt! — Hu — ſchauerte Karl zuſammen, ſchrie, um ſeine Angſt zu vergeſſen, aus Leibeskräften: „Hurrah!“ — drehte ſich blitzſchnell um, und — nun das Geheimniß enthüllte ſich ihm nicht, dafür erblickte er den Hanfrieder, der ſich ſelbſt zum „Fuchs“ gemacht und eben in ein beſſeres Verſteck eilen wollte. Pump's knallte der Schuß. Hanfrieder war verdrießlich, erſt nach langem Streit erklärte er ſich „getroffen“ und „mäuslestodt“ und ließ ſich geduldig auf die Treppe ſetzen. Ach, es war herrlich — aber:

Kaum gedacht — kaum gedacht,
Wird der Luſt ein End' gemacht!

Beim luſtigen „Fangeles“ — holteridoh! ſauſten die kleinen Burſche durch den Schuppen! — wollte Karl ſeinem Verfolger durch einen kühnen Seitenſprung über ein Stück Holz entgehen. Da — ri—i—i—itſch! — Karl lag auf der Naſe — als er ſich erhob, zeigte ſich das Unglück! Ein emporſtehender Aſt hatte Karls Hoſe gefaßt und ein Loch hinein geriſſen. Aus war der Spaß! Die Buben ſteckten die Finger in den Mund und unterſuchten heimlich die eigenen Unausſprechlichen; Hanfrieder ſuchte mit der Verſicherung zu tröſten: „'s thut nichts, Karle; es iſt nur ein ganz klein's, ein otterwinzigs klein's Löchle!“ — allein als Karl ſelber unterſuchte, brach er in ein mörderiſches Jammergeſchrei aus. Das war ja ein ganz entſetzliches, fürchterliches Loch — ein Loch, das gar kein Ende nehmen wollte! Den Buben, Hanfrieder mit ſeinem immer ſchlechten Gewiſſen zuerſt, ward es angſt, ſie führten das heulende

„Karle“ aus dem Schuppen, machten ſich ſtille davon und überließen den Unglücklichen ſeinem Geſchick.

Karl hielt mit der linken Hand die beſchädigte Stelle zuſammen ſo gut es ging, mit der rechten wühlte er in den Augen — ſo ging es langſam, Schrittchen vor Schrittchen, dem großelterlichen Haus zu; je näher er kam, deſto ſchrecklicher ward ſein Gebrüll. Erſchrocken ſtürzten ihm Knechte und Mägde entgegen. Kasper nahm ihn auf den Arm und trug ihn den verſtörten Eltern und Großeltern zu.

„Karl — mein Herzenskind! — was iſt Dir geſchehen?“ rief die Mutter, riß den Jungen an ſich und ſuchte nach Blut und Wunden.

„Mama — ach Mama — die dumme, dumme Hoſe!“ ſchluchzte Karl. „Die Hoſe — war's ganz allein — überall bleibt ſie hängen!“

„Weiter nichts? — Nun, dann beruhige Dich, Mutter!“ lachte der Vater. „Dummer Junge, was brüllſt Du, daß man meint, Arm und Bein ſei entzwei? — Hm — alle Wetter! — allerdings ein gehöriger Riß! — Stopfe das Loch ſo gut es geht und laſſe ihn heute laufen, Marie; ein ander Mal kommt er nicht ſo glatt durch!“

Trotzdem ſie von Herzen dem Himmel dankte, daß nur die Hoſe, nicht der Bube zu Schade gekommen war, konnte die Mutter den Sünder doch nicht ganz ohne Strafpredigt durchlaſſen. Als nun Karl bei der Ermahnung, der Mutter nicht mehr in ſolchem Zuſtand unter die Augen zu kommen, ſehr demüthig das Köpfchen hängen ließ, erbarmte das die Großmutter ſo ſehr, daß ſie den Reuigen ſchleunigſt in die Speiſekammer führte.

Sehr zufrieden mit dieſem Gang der Dinge eilte Karl

da er die Stube nicht betreten durfte, in den Stall, ſetzte ſich auf den Futterkorb in's weiche Heu, ſchlenkerte die Füße und ſagte ſehr wichtig zur Annebarb, die eben die Kühe molk: „Du — ich hab' was!“

„Ja was haſt Du denn?“ fragte Annebarb neugierig.

„Ich ſag' Dir's nicht!“ entſchied Karl und ſchlenkerte energiſcher.

„Ach ſag' mir's, Karle!“ bat Annebarb.

„Nein — ich ſag's nicht!“ weigerte ſich Karl.

„Ach Du gut's, herzig's Kind, Du wirſt doch nicht ſo garſtig ſein? Sag' mir's, Karle; Du kriegſt was von mir!“

Karl überlegte; plötzlich brach er heraus: „Storchenbrod hab ich!“

„Was? — ſag's noch einmal!“

„Storchenbrod habe ich!“ ſchrie Karl, ſo laut er konnte.

„Storchenbrod? — O Du Herjele! was heutigen Tages nicht alles aufkommt! — Storchenbrod? — iſt's denn möglich? — Storchenbrod?“ wunderte ſich Annebarb und kroch ſchnell unter ihrer Kuh hervor. „Gib mir auch ein bisle, Karle, nur 'nen Mundbiſſen!“

„Nein, davon gebe ich nichts her!“ ſagte Karl ſehr ſelbſtzufrieden. „Das eſſe ich allein!“

„O Du liebſte Zeit — Storchenbrod! — Und von wem haſt Du's denn kriegt?“

„Das ſag ich nicht!“ entſchied Karl und ſchlenkerte mit den Füßen.

„O Du Neidhaken, Du garſtiger! — Karle, nur ein linſele, nur nagelkuppengroß gib mir! — — Du — wenn Du ſo garſtig biſt, nachher weiß ich auch, was ich thu'. — Die Haſelnüß verkauf ich, den ganzen Sack voll — dafür

krieg ich Storchenbrod übergenug — bei Dir iſt's aber nachher ausgehaſelnußt! — merk Dir's Du!"

Karl ward nachdenklich, ſoweit wollte er es doch nicht kommen laſſen. In ſeiner Taſche brach er ein kleines Stückchen des berühmten Brodes ab und gab es Annebarb mit kurzem: „da!"

Haſtig griff Annebarb zu und kaute eifrig. Als ſie den Mund wieder frei hatte, erklärte ſie: „Das ſoll Storchenbrod ſein? — Geh mir weg! — Wickenbrod iſt's, nichts anders! — Dasmal haſt Du Dich ſchön anführen laſſen! Wer hat Dir das Brod gegeben?"

„Die Schuſtersfrau drüben!" ſagte Karl ſehr kleinlaut.

„Nu freilich auch, wo kämen die Schuſters mit Storchenbrod her? Komm jetzt, Karle, geh mit auf meine Kammer, ich geb' Dir Haſelnüß."

Karl war das zufrieden. Unterwegs fuhr er aus ſeinen Sinnen auf: „Du, Annebarb, ich weiß jetzt — es gibt gar kein Storchenbrod!"

„So? — ja warum denn nicht?"

„Die Störche darf man ja nicht backen!" ſagte Karl wichtig.

„Iſt's Dein Ernſt? — Und warum denn nicht?"

„Ja — wer ſollte ſonſt die kleinen Kinder bringen?" fragte Karl mit Würde dagegen.

„Jung', Jung', Du biſt mir einmal einer!" rief Annebarb. „Wo Du nur immer die abſonderlichen Einfälle her haſt?"

Als ihm Annebarb die Taſche voll luſtig klappernder

Haſelnüſſe geſtopft, fragte der Kleine geheimnißvoll: „Du, Annebarb, wo holt denn der Storch die kleinen Kinder?“

„O Du Fragerle Du!“ lachte Annebarb und gab ihm einen Kuß, den Karl heimlich aber ſehr eifrig wegwiſchte. „Ja, wo wird er ſie holen? — nu, halt aus dem Kindesbrunnen!“

„Wo iſt der Kindesbrunnen?“

„Droben im Holz.“

„Kann man hineingucken?“

'neingucken kann man ſchon, aber wer's thut, der wird blind!“ ſagte Annebarb und ſchloß ihre Lade. „So, jetzt muß ich in den Stall und kann Dich nicht brauchen, in die Stube darfſt auch nicht — weißt was? geh' nüber zu den Körbſtrickers, iſt's Eſſenszeit, hol' ich Dich!“

Karl willigte ein. Eigentlich wäre er lieber zum Hanfrieder gegangen, allein das Loch in der Hoſe war ein ſchlimmer Mahner, verunglückte er zum zweitenmal, durfte er auf ſolche Milde nicht mehr zählen. Mit den Haſelnüſſen raſſelnd hüpfte er darum die hohe Steintreppe im Körbſtrickershaus hinauf und ſang fröhlich:

Ringel- Ringel-Reihe!
Der Haſe läuft ins Freie;
Der Haſe läuft in's Stoppelfeld,
Am beſten ihm der Kohl gefällt;
Da ſetzt er auf zwei Beinchen ſich
Und frißt ſich ſatt ganz ordentlich.
Doch kommt von fern ein Jägersmann,
Wie ſpitzt der Has die Ohren dann:
„Duck mit dem Kopf!
Daß uns der Jäger nicht kriegt beim Schopf!“

In der niedrigen, großen Stube, in der Weidenkörbe unordentlich umherſtanden, war es tief ſtill, kein Mädchen zu

hören noch zu ſehen. Die kleinen Fenſter, noch vom Dach des Treppenvorbaues verdunkelt, vermochten das große Zimmer nur unvollkommen zu erhellen, die ſchwarzen, verräucherten Wände vermehrten die düſtere Dämmerung. Karl überlief ein Schauder, die unſichtbare Uhr tickte auch ſo geheimnißvoll, ſo ſchauerlich langſam — der kleine Mann machte kehrt und wollte heim. Da wisperte es hinter dem Ofen hervor: „Karle, biſt Du's? — Geſchwind kriech in die Hell und verſteckel Dich, der Herſcheklos geht um!“

Ein heftiger Schrecken durchzuckte Karl, den Herſcheklos hatte er rein vergeſſen! Eine große Furcht kam über ihn, nicht um die Welt hätte er die Stube verlaſſen, wie der Blitz fuhr er um den Ofen herum, kletterte auf die Ofenbank, ſchlüpfte durch eine enge Thürſpalte in den geheimnißvollen, ſtichdunkeln Raum zwiſchen Ofen und Stubenwand, und merkte mit Befriedigung, wie ſich die Thüre hinter ihm feſt ſchloß.

Trotz der vollſtändigen Finſterniß fand ſich Karl ſogleich zurecht, hockte bald auf weichen Lumpen zwiſchen den Mädchen, und ſein kleines Herz erzitterte unter den Schauern und Wonnen ſeines Hellſitzes. O — wie war es ſo behaglich warm in dem engen Käſterchen, wie waren die Ecken ſo ſchauerlich finſter und unergründlich, wie ſchrak die kleine Geſellſchaft zuſammen bei jedem Geräuſch, wie drängten ſie ſo dicht zuſammen im Gefühl der Verborgenheit und Sicherheit. — Und draußen ging der wilde, geſtrenge Herſcheklos um, bald ward es dunkel, dann begann auch das Chriſtkindlein ſeine Reiſe — ach, bald beſcherte es — o dann — und dann!“

Lange Ruhe und Stille war jedoch nicht Sache der

lebendigen Geister hinter dem Ofen; als trotz ängstlichen Lauschens, selbst nach verzweiflungsvoll überkecken, neckenden Rufen kein Herscheklos sich zeigte, ward die Gesellschaft unruhig, die anfänglich harmlosen Neckereien drohten in argen Zwist auszuarten. „Horcht!“ rief plötzlich die älteste Schwester, und als Alles erschreckt schwieg, fuhr sie fort: „Bis der Herscheklos fort ist, wollen wir Geschichten sagen. Paßt auf, ich fang an.“ Husch husch drängten sich die Kinder zusammen und Christiane begann:

Eins, zwei, drei,
Kricke, kracke, krei!
Kricke kracke Hiftendorn,
Ist mein Vater ein Schnitzer wor'n.
Schnitzt er mir 'ne lange Schnur
Daran ich 'nauf in Himmel fuhr.
Saßen drei Engelein hinterm Tisch,
Aßen einen gebratnen Fisch.
Das erste wollt mich lassen essen,
Das zweite hat mich ganz vergessen,
Das dritte nahm die Schüssel —
Patsch! klopft's mich auf den Rüssel!“

Trotz drohender Entdeckung jubelte die Schaar hell auf, als bei „Patsch“ der erwartete Klaps niederklatschte. Nachdem sich der Lachsturm gelegt, begann die zweite Schwester:

„Eins, zwei, drei,
Picke, packe, hei!
Picke, packe Hiftendorn,
Ist mein Vater ein Schnitzer wor'n.
Schnitzt er mir 'nen Bolz,
Fahr ich mit in's Holz,
Fahr ich mit in's grüne Gras. —
Sieh, Vater, was ist das? —

Kind, das iſt ein weißer Has! —
Paff! — den ſchieß' ich auf die Nas!

Neuer Jubel, als bei „Paff“ verſchiedene Naſen nicht grade ſanft mit den Fäuſten der ältern Schweſtern zuſammenſtießen. Nur Rikele, das Neſthäkchen wollte weinen, da rief Chriſtiane: „Paßt auf:

„Eins, zwei, drei,
Schnicke, ſchnacke ſchnei!
Iſt mein Vater ein Schnitzer wor'n,
Schnitzt er mir 'nen Hiſtendorn;
Schnitzt er mir 'ne Tauben,
Wer wird's glauben?
Ich oder du? —
Mokele, mokele muh!

„Mokele mokele muh!“ lärmte die ganze Geſellſchaft händklatſchend durcheinander.

„Herrjele, ihr Kinderle, was habt ihr gemacht?“ unterbrach die Korbſtrickerin den Jubel. „Jetzt hat euch der Herſcheklos gehört! Reißt nur gleich aus, er iſt ſchon draußen im Hausöhrn.“

Stummes, haarſträubendes Entſetzen! — War es denn möglich: der Herſcheklos vor der Thür? Karl war noch mit keinem in Berührung gekommen, ſein Entſetzen ging darum in Verzweiflung über. Schon öffnete er den Mund, was konnte er weiter thun als ſchreien? vielleicht hörte ihn Kasper und kam ihm zu Hülfe! — Plötzlich legte ſich jedoch eine Hand auf ſeinen Mund, Chriſtiane flüſterte ihm zu: „Um Gotteswillen, Karle, ſei ſtill, mäuſeſtill, ſonſt geht Dir's ſchlecht vom Herſcheklos. Sei ſtill, ich verſteckel' Dich, er darf uns nicht finden.“ — Zugleich fühlte ſich Karl fortgeriſſen in ein anderes, kaltes Zimmer; unter Püffen und Stößen der nur auf eigene Rettung bedachten jüngern Schwe-

stern ward er in eine entlegene Ecke, wahrscheinlich hinter ein Bett gesteckt. Da und dort quikte und jammerte es, minutenlang krabbelte und raschelte es in allen Ecken, dann ward es still, tief still. Karl hockte mit gefalteten Händchen und bekümmertem Herzchen hinter dem Bett. Nun war es da, das Geheimniß, das so lange Ersehnte — Erwartete — nun war es da, was aber sollte aus ihm werden? wie sollte er dem schrecklichen, fürchterlichen Herscheklos unter die Augen treten? noch dazu so ganz allein, so fern von Mama? Die Augen standen ihm voll Wasser, und doch wagte er aus lauter Herzensangst nicht zu weinen. Seine Noth wuchs, als die Mädchen um ihn fleißig ihre Gebete und Bibelsprüche repetirten. — Ach — in seinem Kopf wirrten sich die Gedanken durcheinander, nicht ein Sprüchlein kam ihm in's Gedächtniß, und die Mama war so weit! — Was sollte werden, wenn ihm nichts einfiel? — O, dann bekam er wohl die Ruthe von dem schrecklichen Herscheklos; dann war es vorbei mit der Christbescherung, vorbei mit Degen, Pickelhaube, Trommel und Nußknacker. Schon öffnete er abermals den Mund, seine Verzweiflung nachdrücklichst an den Tag zu geben — da — seine Haare sträubten sich — in der Stube tappten schwere Schritte und eine Stimme brummte im tiefsten Baß: „Wo sind die lieben Kinderlein? — Herbei, ihr Kinder, kommt herein, — will seh'n, ob ihr könnt artig sein — und beten ein frommes Sprüchelein!" — Lieber Gott — vor *solcher* Wirklichkeit verstummte Karl.

Natürlich regte sich keines der Kinder, der Aufforderung des Herscheklos nachzukommen — hörbar aber klapperten alle mit den Zähnen. Der Herscheklos fragte die Mutter nach

den Mädchen, die mußte aber nichts verrathen haben, denn der Schreckliche tappte brummend in alle Ecken der Stube. Karl athmete auf und begann zu hoffen, der Herscheklos werde, ohne die Kinder zu finden, wieder abziehen. — O lieber Gott, die Hoffnung war verfrüht! — eben bekam er die Klinke der Kammerthür in die Hand, in der nächsten Minute stolperte er schon über die Schwelle.

Karls Empfindungen zu beschreiben, ist ganz unmöglich; so mochte es wohl dem kleinen Däumling zu Muthe gewesen sein, als der Menschenfresser sein Messer wetzte und brummte: „Frau, ich rieche Menschenfleisch!“ Das Schrecklichste bei der Sache war, daß man den Fürchterlichen nicht sehen konnte, nicht wußte, wie er aussah; daß man bei der Finsterniß nicht einmal vor ihm flüchten konnte, sondern immer erwarten mußte: jetzt — jetzt wird ein Arm hereinlangen und eine zottige Bärentatze dich bei den Haaren aus dem Versteck ziehen! Karl zitterte wie Espenlaub, als sich die schweren Schritte wirklich dem Bett näherten — doch ging der Suchende weiter. Aber jetzt — hilf Himmel! — jetzt hat der Herscheklos die Annemargth, die zweitälteste Schwester, richtig hinter dem Schrank gefunden und zieht sie in die Stube. Heulend verräth sie die Verstecke der Geschwister — drohend stößt der Schreckliche seinen Stock auf, nun hilft es nichts, zögern kann nur seinen Zorn reizen! — In allen Ecken ward es nun lebendig, heulende, schluchzende, zähneklappernde Geschöpfe sammelten sich um den geheimnißvollen Gast, der in der Dunkelheit völlig unsichtbar, nur durch seine Stimme und seine schweren Tritte sich bemerklich machte.

„So heult und schreit doch nicht so!“ brummte der

Unſichtbare, dem eben das Rikele zwiſchen die Beine gekommen war und nun ein Zetergeſchrei erhob. „Rikele — Rikele! — ſo ſei doch gut, ich beiß Dich ja nicht und thu' Dir ja nichts! — Jetzt ſeid einmal ſtill und gebt Achtung. Ward ihr brav und ordentlich?“

Dieſe menſchliche Rede beruhigte die zagenden Gemüther, das Heulen verſtummte, und mit großer Zuverſicht ſchrieen die Mädchen: „Ja freilich!“

„Habt ihr auch was gelernt?“ examinirte der Herſcheklos weiter.

„Ja, ja!“ lärmte es durch einander.

„Werd's gleich ſehen! Jetzt ſagt Jede ein Gebet auf, aber ordentlich der Reihe nach. — Fang an Chriſtiane.“

Die anfängliche Zuverſicht wollte ſchwinden, doch nahm ſich Chriſtiane zuſammen und begann mit zitternder Stimme in raſender Eile, ſoweit der Athem jedesmal reichte: „So die Heiden, die das Geſetz nicht haben und doch von Natur thun des Geſetzes Werk dieſelben — — — dieweil ſie das Geſetz nicht haben ſind ſie ihnen ſelbſt ein Geſetz damit daß ſie beweiſen des — — — Geſetzes Werk ſei beſchrieben in ihrem Herzen ſintemal ihr Gewiſſen ſie — — — bezeuget dazu auch die Gedanken die ſich unter einander verklagen oder entſchuldigen. Amen.“

„Ein fetzen*) Spruch!“ lobte der Herſcheklos, und Karl athmete tief auf — die Sache ſchien ja gut abzulaufen. — „Jetzt kommt die Annemargth!“ befahl der Unſichtbare.

Dieſe begann nicht minder zungenfertig: „Vater unſer der du biſt im Himmel geheiligt werde dein Name zu uns

*) = großer.

— — — komme dein Reich unſer tägliches Brod gib uns heute und erlöſe uns von dem Uebel. Amen.“ — — —

„Ein ſchönes Gebet!“ rühmte der Herſcheklos, der im Drang der Geſchäfte wahrſcheinlich ſeinen Katechismus zu repetiren vergeſſen hatte. „Nu, Evle, was weißt denn Du?“

„Du ſollſt nicht ſtehlen. Amen.“ ſagte Evle kurz und bündig.

„Iſt recht! — Nu, Riele*), weißt auch was?“

„Aller Augen. Amen.“

„Iſt verdammt kurz! gewiß wieder ſo 'ne neumodiſche Religion, wie ſie hinzig**) gelehrt wird. — Hm hm, daraus werde einer klug! Zu meiner Zeit hätten wir dem Herſcheklos mit ſolchem Spruch kommen ſollen — Schwenſelens nein — — ja ſo! — Nu Evelies, es ſteht an Dir!“

„Sei immer artig fromm und gut, ſo haſt du immer frohen Muth. Amen.“

„Daß Dich der Geier, Du biſt einmal mein Mädle!“ ſagte der Herſcheklos ſehr befriedigt. „Das iſt doch ein Spruch, den man auch gelernt hat und verſteht — — hupp hupp“ hier huſtete der Himmelsbote ſehr verlegen, „wollt ich ſagen — hupp hupp — nu, wo eben Sinn und Verſtand drin iſt. Da — haſt einen Apfel extra! — Die Margelies wird noch nichts können?“

„Beſſer denken, beſſer werden, das ſei meine Luſt auf Erden. Du ſollſt nicht naſchen und nicht ſtehlen, was du findeſt nicht verhehlen. — Ich kann die Sprüchle im A. B. C.-Buch ſchon bis zu: Ein jegliches Haus wird von — Amen.“ ſchrie die Margelies.

*) Abk. von Marie.
**) = jetzt.

„Herrgott von Bentheim! — iſt's möglich?“ ſagte der Herſcheklos in heller Verwunderung. „Mädle, Mädle, wo haſt Du die Gelehrſamkeit her? — Da — einen extra Apfel und 'ne Nuß dazu, haſt's verdient! Zum Kuckuck 'nein! muß euch ſagen, ihr Großen, die Kleinen thun euch zehnmal weg — werd's auch dem Chriſtkindle zu rühmen wiſſen. Beſonders die mit ihrem: aller Augen. Amen! verdient ſchon ganz was anders! — Schämt euch was!“

Damit kam der gute Herſcheklos ſchön an. Die älteren Mädchen, denen die heimiſche Sprachweiſe des Himmelsboten Muth machte, lärmten: „Was? — mein ſetzen Spruch — mein ſchön's Gebet — mein ſiebentes Gebot — ſoll nichts mehr gelten? Das wär 'ne ſchöne Sach! Die Kinderſprüchle paſſen nimmer für uns, die haben wir lang wieder vergeſſen.“

„Jetzt ſeid ihr mir aber gleich ſtill, ihr Maulfixerle!“ ſchrie der Herſcheklos. „Nix da, in den Reimgebetlen liegt mehr Religion wie in eurem ganzen Geplapper!“

Neuer Lärm. Plötzlich ſagte der Herſcheklos: „Still jetzt — da quabbelt ja auch noch was 'rum. Herrje — das iſt ja gar das Karle von drüben. — Nu — mach halt auch Dein Vorbringens — ihr da, ihr ſeid ganz ſtill!“

Karl hatte mit wachſender Theilnahme den Verhandlungen zugehört; da er ihn ſo menſchlich reden hörte, war alle Furcht vor dem Unſichtbaren verſchwunden, er dachte nur noch daran, auch eine Empfehlung beim heiligen Chriſt zu erlangen. Andächtig legte er die kleinen Händchen zuſammen, blickte mit den unſchuldigen Kinderaugen trotz der Finſterniß fromm zum Himmel', wie ihn Mama gelehrt

und begann das Gedicht zu deklamiren, das er vor wenig Tagen in der Schule gelernt:

„Alle Jahre wieder kommt das Christuskind
Auf die Erde nieder, wo wir Menschen sind.
Kehrt mit seinem Segen ein in jedes Haus,
Geht auf allen Wegen mit uns ein und aus.
Ist auch mir zur Seite, still und unerkannt,
Daß es treu mich leite an der lieben Hand.

Amen! vergaß Karl nicht beizusetzen, nach dem Beispiel seiner Vorgängerinnen.

„Bist fertig?“ rief der Herscheklos voller Staunen und Bewunderung. „Ihr Leut, ihr Leut, 's ist aus der Weis, was der Jung für 'ne grausame Gelehrsamkeit an sich hat — und nun gar noch die Ausred — ihr Leut, ihr Leut! — Karle, Du bist ein Mordjung! — Da hast Du zwei extra Aepfel, und dem Christkindle werd ich sagen, was Du kannst, das soll sich einmal verwundern. — So! — — Nu, ihr da, ihr Mädle, seid ordentlich, folgt schön, geht fleißig in die Schule und in die Kirch', macht keine Dummheiten, schimpft und prügelt euch nicht, maust das Obst nicht grasgrün von den Bäumen 'runter, und ihr, ihr Großen, bessert euch in der Religion! — So, für dasmal wär's genug!“ Bei diesen Worten warf er mit vollen Händen Aepfel und Nüsse in alle Ecken, daß es laut rasselte und kollerte, und während die Kinder jubelnd und jauchzend nach den hochwillkommenen Gaben haschten, verschwand der Herscheklos unbemerkt.

Karl betheiligte sich nicht an der Apfel- und Nußjagd und that wohl daran. In der Dunkelheit, bei dem Eifer der Suchenden gab es heftige Zusammenstöße, auch an erbitterten Zweikämpfen fehlte es nicht. Karl war in wun-

derlicher Stimmung. Das Gefühl, etwas Großes erlebt, das Bewußtſein, ſeine Schuldigkeit gethan zu haben, ſchwellte ſein kleines Herzchen mit freudigem Stolz, und nun gar die Gewißheit, vom Herſcheklos beim heiligen Chriſt gerühmt zu werden, machte ihn überſelig. Eben kam Annebarb, den Kleinen zum Eſſen heimzuholen. Seiner Freundin erzählte der Schelm zunächſt nichts, je näher er jedoch dem großräterlichen Haus kam, deſto ungeduldiger ſtrampelte und zappelte er. Schon im Hausflur ſchrie er aus vollem Halſe: „Papa — Mama, Mama — der Herſcheklos war da! — und ich hab Religion gekonnt! — Mama — ich bin ein Mordjung und er ſagt's dem heiligen Chriſt auch. — Papa — Mama — guckt: ich habe zwei extra Aepfel bekommen, weil in den Reimgebetchen mehr Religion iſt, wie in den Großen ihrem Geplapper, und das: aller Augen, Amen! iſt verdammt kurz, und die Margelies kann die Gebetchen im A. B. C.-Buch bis zu: ein jegliches Haus wird von — Amen!“

Erſchrocken ſahen die Eltern bald ſich, bald den glühenden, aufgeregten Jungen an, der noch lange fortſchwätzte und erſt durch die ruhigen Fragen des Vaters zu einer geordneten Darſtellung ſeiner Erlebniſſe gebracht ward. Der Schrecken verwandelte ſich denn auch bald in herzliche Fröhlichkeit, und Karls Bericht ward nachträglich noch viel belacht.

Ruhig ward freilich der Bube nicht; die in eine grüne Tannenlaube verwandelte hintere Stubenecke, die nun bald von den Herlichkeiten der Chriſtbeſcherung erglänzen ſollte, vermehrte nur ſeine Aufregung, es war ihm ganz unmöglich, ſtille zu ſitzen und zu eſſen. „Laß ihn!“ beruhigte der Va-

ter die ängstliche Mutter. „Du siehst, er kann wirklich nicht essen — und Dir geht es ja auch nicht besser. Laß ihn — kommt der Hunger, wird er es schon melden!“

Der Vater hatte es getroffen, allein nicht blos Mutter und Kind — allen, Großeltern und Dienstboten, selbst dem ernsten Vater benahm die Erwartung und Ungeduld den Appetit. Merkwürdig rasch ging denn auch das Essen vorüber, auch die Arbeiten in Küche und Stall wurden überaus schnell vollendet — bald saß die ganze Familie in der Stube zusammen. Die Vorbereitungen zur Bescherung hätten beginnen können, allein Karl wollte um keinen Preis in's Bett. Eine Weile ließ ihn der Vater noch austollen, dann verschwand auf seinen Wink der Großknecht, gleich darauf pochte es an ein Stubenfenster und eine tiefe Stimme fragte: „Ist's Karle im Bett?“

„Nein, noch gar lange nicht!“ entgegnete der Großvater. „Wer ist denn draußen?“

„Ich bin's, der Herscheklos. — Will er nicht 'nein?“

Karl war bei diesen Worten wunderschnell auf des Vaters Kniee geklettert und verbarg das Gesichtchen an seiner Brust, als er leise sagte: „Siehst Du, so geht's, wenn die Buben nicht gehorchen!“

Derweil entgegnete der Großvater: „Nein, er will noch nicht!“

„O Herje, das ist 'ne schöne Geschichte!“ sagte der Herscheklos draußen. „Das Christkindle wird gleich kommen, und ist da das Karle nicht im Bett, geht's weiter, und der Schustershanfrieder kriegt Alles.“

„Wie wird's nun, Karl?“ fragte der Großvater bedenklich.

„Ich will in's Bett! — Mama, Mama, ich will in's Bett!“ ſchrie Karl. „Aber Du mußt auch mit!“

Damit war der Herſcheklos einverſtanden und entfernte ſich. Karl aber hing ſchon an der Mutter Kleid, zog ſie nach der Stubenkammer und rief: „Mama, Mama, niederlegen — aber Du auch mit! — Und Du mußt auch ordentlich mit ſchlafen!“

Die gute Mutter, was wollte ſie machen? Sie wäre wohl lieber in der Stube geblieben, allein dem Drängen ihres Lieblings konnte ſie nicht widerſtehen, ſo folgte ſie ihm denn in das Bett, aber nur unter der Bedingung, daß er ſofort einſchlafe. Karl zeigte auch allen guten Willen, aber der Schlaf ließ ſich nicht herbeizwingen, und die mitleidige Mutter gab endlich auch die Verſtellung auf und plauderte luſtig mit ihrem Herzensjungen.

„Mama, ich weiß was!“ ſagte Karl geheimnißvoll.

„Ach gehe, das wird wieder etwas Geſcheites ſein!“ lachte die Mutter.“ „Die Geſchichte vom Storchenbrod kenne ich ſchon.“

„Mama — ich weiß ganz gewiß was!“ beharrte Karl.

„Haſt Du Dich wieder anführen laſſen?“

„Nein, diesmal iſt es ganz gewiß was!“

„Nun, dann erzähle, wenn ich es auch wiſſen darf.“

Karl legte ſein warmes Mündchen dicht an das Ohr der Mutter und flüſterte: „Mama — ich weiß, wo die kleinen Kinder herkommen.“

„Ach ſei ſtill!“ ſagte die Mutter. „Wer hat Dir nur wieder ſolch dummes Zeug weisgemacht?“

„Mama, es iſt gewiß nicht dummes Zeug!“ vertheidigte ſich Karl. „Die Annebarb hat mir erzählt, der

Storch holt die Kinder aus dem Kindlesbrunnen, und der Kindlesbrunnen ist droben im Holz, und wer hineinguckt, der wird blind. — Siehst Du, ich weiß was? — und ist das dummes Zeug?"

Die Mutter war nun beruhigt und erklärte dem Kleinen auf seine Frage, wie die Kinder in den Brunnen kämen: „Das weiß nur der liebe Gott — schlafe jetzt."

„Ja, Deine Augen sind auch immer offen!" klagte Karl, dessen Augen durchaus nicht „zubleiben wollten." — Nach einer Pause fragte er: „Mama, ist auch Wasser im Kindlesbrunnen?"

„Wahrscheinlich wird welches drin sein. — Warum?"

„Ja, da müssen doch die Kinderchen ertrinken?"

„Dafür sorgt der liebe Gott, daß sie nicht ertrinken. — Jetzt ist genug gefragt, ich bin müde und will schlafen."

„Aber Mama — ich bin gar nicht müde."

„Horch?" sagte die Mutter. „Jetzt wird der heilige Christ kommen — hört er Dich reden, geht er sogleich zum Hanfrieder oder zu den Korbstrickersmädchen."

Fest drückte Karl die widerspenstigen Augen zu und drängte enger an die Mutter. Da aber sein scharfes Ohr kein Geräusch vernahm, die Mutter zu schlafen schien, spielte er mit den Füßchen, und seine Gedanken gingen wieder zum Kindlesbrunnen zurück. Plötzlich rief er: „Mama — Mama!"

„Ja, was ist schon wieder?"

„Giebt es auch böse Störche?"

„Warum?"

„Ja, sieh Mama," schmeichelte der kleine Schelm, der sich jetzt selbst viel besser vorkam, als am Tag, und der

Mutter zu lieb ſeinen Freund verachtete: „Sieh — den Schuſtershanfrieder hat doch gewiß ein böſer Storch gebracht, weil — —“

„Pfui, ſchäme Dich!“ unterbrach ihn die Mutter mit erheuchelter Entrüſtung, konnte ſie doch nur mit Mühe das Lachen zurückhalten. „Pfui — der Hanfrieder iſt ſo gut gegen Dich, hat Dir erſt die ſchöne Knallbüchſe gegeben. —“

„Für meine Zuckerdüte!“ ſchaltete Karl ein.

„Thut nichts! — Du läufſt ihm auch überall nach, und doch redeſt Du ſchlecht über ihn! — Weißt Du, das thut kein gutes Kind.“

„Mama — Mama!“ wisperte Karl kleinlaut.

„Und wenn das der heilige Chriſt gehört hätte, gewiß würde er an unſerm Haus vorübergehen; ich ſelbſt kann mich nicht mehr über Dich freuen.“

„Mama! — liebe liebe Mama!“ ſchluchzte Karl. „Will's nicht wieder thun! — Mama — Mama, gelt, Du haſt mich wieder lieb?“

„Ja, wenn ich wüßte, daß es Dir ernſtlich leid thut, und wenn Du mir verſprichſt, daß Du dem Hanfrieder auch etwas von Deiner Beſcherung ſchenken willſt!“

„Mama — liebe, gute Mama! — Ich hab's ihm ſo ſchon verſprochen! Mama — Mamachen — wieder gut ſein!“

Wie hätte die Mutter widerſtehen können? Lachend und weinend herzte und küßte ſie ihr Kind, drückte das ſüße, junge Leben feſt an ſich, und richtig — Beide ſchliefen ein.

Als es ſtille in der Kammer ward, blickte der Vater durch die Thürſpalte; mit feuchtem Schimmer im Auge

wendete er sich in's Zimmer zurück: „Sie schlafen Beide — nun rasch an die Arbeit!“

— — — — — — — — — — — — —

„Marie — mein lieb' Mariechen! — Karl — Herzensjunge! — wacht auf, wacht auf, der heilige Christ hat beschert!“ rief der Vater, nachdem er sich am Anblick der holden Schläfer erquickt. „Wacht auf — Alles ist bereit!“

Mit großen Augen sah die Mutter um sich. „O Du Böser, wirklich Alles bereit?“ schmollte sie. „Warum hast Du mich nicht eher geweckt?“

Der Vorwurf mußte nicht ernstlich gemeint sein, denn nachdem sie sich erhoben, rasch die verschobenen Kleider und Haare geordnet, lag sie ihrem Gatten am Halse, und Beide blickten mit glänzenden Augen auf den kleinen Schläfer. — Den ganzen Tag, Wochen, Monate lang hatte er diesen Augenblick herbeigesehnt — und nun schlief er so sanft und ruhig, als habe niemals eine fröhliche Weihnachtshoffnung sein Herzchen schneller schlagen lassen. Erst nach langen Bemühungen der Mutter öffnete er die Augen, noch länger dauerte es, bis er zum Bewußtsein dessen kam, was seiner wartete.

Plötzlich öffnete der Vater die Kammerthür.

Als dem Kleinen aber so unerwartet der blendende Lichterglanz entgegenleuchtete, als sein Auge die unter dem goldschimmernden Tannenzelt ausgebreiteten Herrlichkeiten gar nicht zu übersehen vermochte, als ihm von allen Seiten liebeglänzende Gesichter entgegenlachten, sich Arme nach ihm breiteten, süße Schmeichelnamen in sein Ohr tönten — da ward es des Glückes für sein kleines Herz zu viel. Fest

ſchlang er die Aermchen um den Hals der Mutter, verbarg ſein Geſicht und — weinte!

Der Vater winkte die erſchrockenen Großeltern zurück, und als es ſtille um ihn ward, wagte Karl verſtohlen das Köpfchen zu heben. Bald ward er zuverſichtlicher, und als ſich ſeine Augen erſt an das Licht und an die Pracht gewöhnt, da dämmerte ein glückliches Lächeln in ſeinem Geſicht auf, bald klatſchte er hell jubelnd in die Händchen.

Und die Beſcherung war wohl ſeines Beifalls werth!

Die grüne Tannenlaube in der Stubenecke ſchimmerte von goldnen und ſilbernen Nüſſen, dazwiſchen blitzten Glaskugeln in allen Farben, und buntes Zuckerwerk, rothwangige Aepfel lachten appetitlich aus dem dunkeln Grün hervor. Das Tannenbüſchchen mit Glaskugeln und Wachslichtern wie beſät, goß ein zauberhaftes Licht aus über den Tiſch mit den Geſchenken. — Ach, und welche Herrlichkeiten feſſelten da erſt den Blick. Zunächſt griff Karl natürlich nach Degen und Pickelhaube, ſodann ward aus der Armbruſt ein Bolz nach der Scheibe geſendet, darnach prüfte er die Stärke der Trommel. Karls Wangen begannen zu glühen, es war nur ſchade, daß ihm nicht hundert Augen, hundert Hände zu Gebote ſtanden, um Alles auf einmal zu betrachten, zu befühlen, zu probiren. Auf Zureden der Großmutter ſtopfte er den Mund voll Pfefferkuchen, dann ſprang er vom Vater zur Mutter, von den Großeltern zu den Dienſtboten — alle mußten ihm bewundern helfen, durften aber natürlich bei Leibe nichts anrühren, was er ihnen nicht ſelbſt in die Hände gab — o Weihnachtsglück und Jugendſeligkeit!

Die Meſſingkanone, Baukaſten, Schaukelpferd, Bilderbücher und Malkaſten fanden ſeinen ungetheilten Beifall.

Den Nußknacker behandelte er mit der Vertraulichkeit eines alten Bekannten und zeigte dem kopfschüttelnden Papa die Lücke im Bart des kleinen Ungethüms, die er ihm in der Weihnachtsbude der alten Base Müller gerissen; eine Knallpistole mit Korkstöpsel legte er verächtlich zur Seite, die konnte sich mit Hanfrieders Knallbüchse bei weitem nicht messen.

Rasch schwand die Zeit hin.

Der Großvater ward einmal hinausgerufen, ließ dann das Büschchen mit frischen Kerzen bestecken, auch sonst Lichter anbringen, wo es anging. Mehrere Nachbarfamilien kamen herein und setzten sich erwartungsvoll zu den Großeltern, die Mutter nahm Karl auf den Schooß und der Vater sagte: „Karl gib Acht! Du sollst das Christuskind, Joseph und Maria, auch die drei Weisen aus dem Morgenland, von denen Dir die Mama und Dein Lehrer so viel erzählt — sie alle, dazu auch den Herscheklos oder den Knecht Niklas, wie er eigentlich heißt, sollst Du sehen. — Gib Acht und merke, was sie sagen!“

Karl sah erstaunt umher, als er ringsum erwartungsvollen, ernsten Gesichtern begegnete, schmiegte er sich enger an die Mutter, faltete die Hände und blickte nach der Thür.

Plötzlich ging sie auf. Ein schlanker, leicht gekleideter Jüngling, dessen bartloses Gesicht blonde Locken umwallten, auf dessen Hut weiße und blaue Federn nickten, trat leichtfüßig herein, verbeugte sich zierlich, stieß seinen silberbeschlagenen Läuferstock auf und begann:

Grüß euch, grüß euch der liebe Gott!
Ich komm' als froher Himmelsbot
Und verkündige euch große Freude!

Es werden erſcheinen nach mir geſchwinde
Maria und Joſeph wohl mit dem Kinde;
Die frommen drei Weiſen mit ihrem Stern,
Sie werden auch kommen und dienen dem Herrn.
Auch Engel und Hirten, ſie werden nicht fehlen,
Der Satansknecht ſelbſt wird das Heil ſich erwählen.
Doch darf ich nun ſelber nicht länger verweilen,
Weit muß ich noch heute die Erde durcheilen.
Viel fromme Seelen, ſie harren zur Stunde
Mit Sehnſucht auf meine erfreuliche Kunde.
Drum will ich nur noch zeigen fein,
Wer ſich nach mir wird ſtellen ein,
Iſt nämlich ein Propheten-Mann,
Der von der Zeit viel ſagen kann.
Nun, du Prophete, Gott zu Ehren! —
Komm ſchnell herein und laß' Dich hören."

Mit leichtem Schritt verließ der Läufer das Zimmer, an ſeiner Statt erſchien in der Thüre ein ehrwürdiger Greis, ganz in eine graue Kutte verhüllt. Vom Geſicht war nichts zu ſehen, nur die Augen leuchteten aus der Kapuze hervor, und ein mächtiger weißer Bart wallte bis zum Strick nieder, der ſtatt des Gürtels die Kutte zuſammenhielt. Auf ſeinen langen Pilgerſtab geſtützt, ſchritt der Greis langſam in die Mitte der Stube und begann mit tiefer Stimme:

„Ich komme als Prophet herein
Und das ſoll'n meine Worte ſein,
Daß ich berichte eine Geſchicht,
Die Allen große Freude verſpricht.
Zu Bethlehem, in Davids Stadt,
Wie's Micha ſchon verkündet hat,
Dort iſt der Herr der Herrlichkeit
Geboren worden zu dieſer Zeit.
Doch ich darf mich nicht unterwinden
Allein die Botſchaft euch zu künden,
Drum: auf ihr Schäfer, kommt herbei,
Verkündet eure Märe frei."

„Mama, wann kommt das Chriſtkind?“ fragte Karl, der regungslos geſeſſen.

„Habe nur Geduld!“ mahnte die Mutter. „Sieh, dort kommen die Hirten.“

Der Prophet war zur Seite getreten und hatte den Schäfern, einem alten und jungen, die in einfachen Kitteln, breitrandigen, an einer Seite aufgeſchlagnen Schäfershüten, mit Hirtenſtäben in den Händen, erſchienen, Platz gemacht.

Der Aeltere begann zu ſeinem Genoſſen:

Was zitterſt Du? — O komm geſchwind und ſprich:
Haſt Du auch auf den ſtillen Höhen
Das feuerrothe Licht geſehen?

Junger Schäfer.

Die ſtumme Nacht, ſie iſt ſo ſchauerlich,
Selbſt meine Heerde bückte ſich zuſammen!
Und ach, mir war, als ſtünd' in Feuerflammen
Das ſtille Dörflein unſrer Lieben
Dort über jenem Berge drüben.

Alter Schäfer.

Doch war des Feuers ſtiller Schein
So wunderklar und ſonnenrein,
Als ob das Licht tief aus dem Sternenheere
Auf unſre Flur herabgefloſſen wäre.

Junger Schäfer.

Das ſah auch ich und konnte nicht ergründen,
Warum die blauen Wolken ſich entzünden.
Drum ward ich auch ſo ſehr erſchreckt
Aus meinem Schlummer aufgeſchreckt.
Ich glaubte faſt, ich hätte mich verträumt
Und ſchon das klare Morgenroth verſäumt.

Alter Schäfer.

Wohl mitten in dem Glanz erblickt ich einen Stern,
Sanft wie das heil'ge Angeſicht des Herrn.

Junger Schäfer.

Und einen Klang hab ich dabei vernommen,
Mein Herz erbebt, gedenk ich ſein,
So feierlich, ſo freudig und ſo rein,
Mir war, als müß' er aus dem Himmel kommen.

Leiſe ertönte jetzt draußen der Choral: Vom Himmel hoch da komm ich her.

Alter Schäfer.

Horch! — iſt das nicht der ferne Wiederklang
Von jenem Lied, das unſer Herz durchdrang?

Junger Schäfer mit gefalteten Händen.

Er iſt's! — O wer erzählt die Pracht
Und Herrlichkeit der wunderbaren Nacht!

Den Frauen ſtand das Waſſer in den Augen, die Männer hatten längſt die Pfeifen weggelegt und ſahen ernſt vor ſich nieder, während draußen der Geſang verhallte.

Plötzlich zuckte Karl zuſammen — durch die Thüre ſchwebte ein Engel herein. Ein ſchimmerndes, weißes Kleid mit blauer Schärpe umfloß ſeine Glieder, die goldnen Flügel blitzten um die Wette mit der goldnen Krone in ſeinen lichten Locken, und in der Hand wiegte er einen ſilbernen Lilienſtengel. Mit holder Verneigung wendete er ſich zu den Schäfern:

Ehre ſei Gott in der Höhe,
Friede auf Erden,
Und den Menſchen ein Wohlgefallen!
Freude zu verkünden,
Glückliche zu finden,
Schweb' ich auf dem Morgenſtrahl
Durch das düſtre Schattenthal,
Daß es auf der Erde
Tag und Frühling werde!

Alter Schäfer (mit einer Geberde des Schreckens).

Meine Augen ſind geblendet!

Junger Schäfer (ebenſo).

Wer hat Dich zu uns geſendet?

Engel.

Danket dem Herrn!
Denn des Glückes ſchöner Stern
Ueber Bethlehem aufgeht!
Danket dem Herrn!
Denn das Heil iſt nicht mehr fern,
Bald den Heiland ſelbſt ihr ſeht!
Freue dich, Erde! — Der Himmel glüht,
Die Roſe von Zion iſt aufgeblüht!
Segnet den Stern, der die Nacht erhellt,
Er iſt das Bild des Erlöſers der Welt!
Freue dich, Erde! — Der Himmel glüht,
Die Roſe von Zion iſt aufgeblüht!

Jetzt ward die Thüre aufgeriſſen und eine wilde Geſtalt, geſchwärzt, von ſtruppigem Haar und Bart umſtarrt, ganz in Schafpelze gehüllt, ſtürzte herein. Während der Prophet, der Engel und die Hirten ſcheu zurückwichen, flüſterte Karl ängſtlich: „Mama, Mama — wer iſt der garſtige Mann?“

„Fürchte Dich nicht, er thut Dir nichts! — Du kennſt ihn ja ſchon, es iſt der Herſcheklos, der Knecht Niklas.“

Dieſer lief indeß wie verzweifelt in der Stube auf und ab und rief:

Was ſoll der Glanz, der aus dem Himmel tagt?
Und welcher ungewohnte Blitz
Hat mich aus meinem finſtern Sitz
Mit Schrecken aufgejagt?
Warum erſtarrte mir das Mark?
Ich bin doch mächtig, rieſenſtark!
Ich kann den Frieden mit ſeinen Palmen

Durch Hagel und Wetter und Sturmwind zermalmen!
Ich bin — o ſchaudert! — das böſe Gewiſſen!
Ich quäle den Menſchen mit glühenden Biſſen,
Ich leg' ihm wie gift'ges Gewürme den Schmerz
Der brennenden, nagenden Reue in's Herz;
Und wenn auch ſein Auge in Thränen ſchimmert —
Ich bin's, der den Himmel der Seelen zertrümmert! — — —
— — Allein nur die Unſchuld, ſie kann es noch wagen,
Meinen mächtigen Arm in Feſſeln zu ſchlagen —
Drum irr' ich jetzt unſtet und raſtlos einher,
Da der Held der Tugend geboren.
Ich werde verſcheucht bis an's äußerſte Meer —
Das Reich iſt für mich nun verloren!"

Der Knecht Niklas ſank auf einen Stuhl im Hintergrund. Eben trat Joſeph im dunkeln, wallenden Gewand, hinter ihm Maria, den Jeſusknaben im Arm, in die Stube; Maria, anſcheinend müde, ſetzte ſich, ohne die Hirten, den Engel, Propheten und Knecht Niklas zu beachten, auf die Ofenbank, Joſeph blieb vor ihr ſtehen. Karl konnte kein Auge von der ſchön geſchmückten Frau, von dem lieblichen, hold lächelnden Knäblein auf ihrem Arm, abwenden. Seine Wangen glühten, ſeine Augen leuchteten als er flüſterte: „Mama — o Mama — wie ſchön! — Iſt das der heilige Chriſt?"

„Das ſchöne Kind dort — ja!" antwortete die Mutter bewegt. „Gib nur weiter Acht!"

Joſeph hatte unterdeß Maria ſinnend betrachtet und begann eben:

Hier glaubſt Du alſo, liebes Kind,
Daß wir geſchützt und ſicher ſind?

Maria.

In frommer Hirten Hütte ſind wir wohl geborgen,
Komm, Joſeph, laß uns raſten bis zum Morgen.

Joſeph.

Gern blieb auch ich, doch wag ich's kaum,
Zu ſehr bedrängt mich ſtets der finſtre Traum.
Komm', raff Dich auf, mir ſagt das bange Herz,
Uns droht Gefahr und herber Schmerz.
Ach, weile nicht, komm laß uns flieh'n,
Im Schatten dieſer Nacht noch weiter ziehn.

Die Schäfer waren näher getreten. Theilnehmend ſagte der

Jüngere Schäfer.

Mit dieſem Kindlein, das ſo lieblich ſchimmert?

Alter Schäfer.

Sprich, was Dein Vaterherz bekümmert!

Joſeph ſetzte ſich neben Maria auf die Ofenbank, nahm ſeinen langen Pilgerſtab zwiſchen die Kniee und begann:

Ein finſter Traumgeſicht iſt's, was mich quälet —
Kommt näher doch — 's iſt bald erzählet. — —
Ich wanderte durch einen Cederhain
Bei Bethlehem im frühen Morgenſchein,
Und lächelnd lag die kaum erblühte Roſe,
Das holde Knäblein auf Mariens Schooße.
Da hört' ich in den duftenden Gebüſchen
Ein Ungethüm, wie eine Schlange, ziſchen,
Und ein gekrönter Mörder ſprang
Nach dem geliebten Kind und ſchwang
Sein blut'ges Schwert. Doch konnt' er's nicht erreichen,
Ich ſah das Kindlein ihm gemach entweichen. — —
Bald war der Mörder meinem Aug entſchwunden.
Von aller Angſt und Sorge nun entbunden
Wollt meinen Wanderſtab ich weiter ſetzen,
Da traf mein Ohr — wer faßt wohl mein Entſetzen? —
Ein kläglich Jammern, und es ſteigt wie Blut
Am Himmel hinter mir die rothe Gluth.
Und wie ich zitternd ſchaue
Und kaum den Blick zu wenden mir getraue,
Tönt eine Stimme hell vom Himmel nieder:

Durch Hagel und Wetter und Sturmwind zermalmen!
Ich bin — o ſchaudert! — das böſe Gewiſſen!
Ich quäle den Menſchen mit glühenden Biſſen,
Ich leg' ihm wie gift'ges Gewürme den Schmerz
Der brennenden, nagenden Reue in's Herz;
Und wenn auch ſein Auge in Thränen ſchimmert —
Ich bin's, der den Himmel der Seelen zertrümmert! — — —
—.— Allein nur die Unſchuld, ſie kann es noch wagen,
Meinen mächtigen Arm in Feſſeln zu ſchlagen —
Drum irr' ich jetzt unſtet und raſtlos einher,
Da der Held der Tugend geboren.
Ich werde verſcheucht bis an's äußerſte Meer —
Das Reich iſt für mich nun verloren!"

Der Knecht Niklas ſank auf einen Stuhl im Hintergrund. Eben trat Joſeph im dunkeln, wallenden Gewand, hinter ihm Maria, den Jeſusknaben im Arm, in die Stube; Maria, anſcheinend müde, ſetzte ſich, ohne die Hirten, den Engel, Propheten und Knecht Niklas zu beachten, auf die Ofenbank, Joſeph blieb vor ihr ſtehen. Karl konnte kein Auge von der ſchön geſchmückten Frau, von dem lieblichen, hold lächelnden Knäblein auf ihrem Arm, abwenden. Seine Wangen glühten, ſeine Augen leuchteten als er flüſterte: „Mama — o Mama — wie ſchön! — Iſt das der heilige Chriſt?"

„Das ſchöne Kind dort — ja!" antwortete die Mutter bewegt. „Gib nur weiter Acht!"

Joſeph hatte unterdeß Maria ſinnend betrachtet und begann eben:

Hier glaubſt Du alſo, liebes Kind,
Daß wir geſchützt und ſicher ſind?

Maria.

In frommer Hirten Hütte ſind wir wohl geborgen,
Komm, Joſeph, laß uns raſten bis zum Morgen.

Joſeph.

Gern blieb auch ich, doch wag ich's kaum,
Zu ſehr bedrängt mich ſtets der finſtre Traum.
Komm', raff Dich auf, mir ſagt das bange Herz,
Uns droht Gefahr und herber Schmerz.
Ach, weile nicht, komm laß uns flieh'n,
Im Schatten dieſer Nacht noch weiter ziehn.

Die Schäfer waren näher getreten. Theilnehmend ſagte der

Jüngere Schäfer.

Mit dieſem Kindlein, das ſo lieblich ſchimmert?

Alter Schäfer.

Sprich, was Dein Vaterherz bekümmert!

Joſeph ſetzte ſich neben Maria auf die Ofenbank, nahm ſeinen langen Pilgerſtab zwiſchen die Kniee und begann:

Ein finſter Traumgeſicht iſt's, was mich quälet —
Kommt näher doch — 's iſt bald erzählet. — —
Ich wanderte durch einen Cederhain
Bei Bethlehem im frühen Morgenſchein,
Und lächelnd lag die kaum erblühte Roſe,
Das holde Knäblein auf Mariens Schooße.
Da hört' ich in den duftenden Gebüſchen
Ein Ungethüm, wie eine Schlange, ziſchen,
Und ein gekrönter Mörder ſprang
Nach dem geliebten Kind und ſchwang
Sein blut'ges Schwert. Doch konnt' er's nicht erreichen,
Ich ſah das Kindlein ihm gemach entweichen. — —
Bald war der Mörder meinem Aug entſchwunden.
Von aller Angſt und Sorge nun entbunden
Wollt meinen Wanderſtab ich weiter ſetzen,
Da traf mein Ohr — wer faßt wohl mein Entſetzen? —
Ein kläglich Jammern, und es ſteigt wie Blut
Am Himmel hinter mir die rothe Gluth.
Und wie ich zitternd ſchaue
Und kaum den Blick zu wenden mir getraue,
Tönt eine Stimme hell vom Himmel nieder:

„Nicht rückwärts mußt Du, Joseph, schauen,
Allein auf Gott, den Herrn, vertrauen,
Er führt Dich einst in Deine Heimath wieder.
Doch jetzt mußt Du aus Bethlehem entfliehen,
Wenn soll die Ros' aus Judas Stamm erblühen!" — —
Nun sprecht: was haltet ihr von diesem Traumgesicht?
Mich ängstets, und doch finde ich die Deutung nicht.

Junger Schäfer.

Ein wunderbarer Traum!

Alter Schäfer.

Bei Gott dem Herrn
Voll tiefen Sinn's! — Ist Niemand nah und fern,
Der sein Geheimniß lösen kann?
Ha, Joseph — steht hier nicht ein heil'ger Mann?
Schnell frage ihn, es deutet Dir den Traum dort der Prophet

Prophet (tritt langsam näher).

O Joseph, Mann aus dem gelobten Land,
Bist Du so wenig noch mit dem bekannt,
Was in den heil'gen Büchern steht?

Alter Schäfer.

Mir bebt das Herz! — was werd ich hören müssen?

Junger Schäfer.

Ein wunderbar Gefühl zieht mich dem Weib zu Füßen.

Prophet.

Was die Propheten längst verheißen,
Worauf harrten die Guten und Weisen
Es ist erfüllt!
Aus Davids Stamm sproßt auf das Reis
Von dem Jesajas zu sagen weiß.
Mein Herz mir quillt.

(Vor Maria niederknieend und die gefalteten Hände nach dem Kinde erhebend mit Begeisterung:)

Denn meine Augen haben den Heiland gesehen,
Von dem wird Licht und Glanz ausgehen
Zu seines Volkes Preis, zu erleuchten die Heiden,
Zu retten die Sünder, die Frommen zu leiten!

(Aufstehend zu Joseph:)

Doch über den König der Herrlichkeit
Erschrickt Herodes zu dieser Zeit.
Er sinnt auf Mord an diesem Kinde,
Drum mußt Du, Joseph, nun geschwinde
Mit Deinem Weib von dannen ziehn
Und mit ihr nach Egypten fliehn.

Joseph.

Du hörst es, Weib! — Mach Dich bereit
Zur Flucht!

Prophet.

Ja, eilet! — ziehet weit
Noch diese Nacht! — Hast Du die Gluth
Des Traumes schon vergessen, roth wie Blut?
Es schreit die Angst auf Bethlehems Gebirgen,
Ein ganz Geschlecht erwählt der Tod zur Braut,
Und alle Mütter weinen laut —
Der Henker kommt, die Kindlein zu erwürgen.

Alter Schäfer.

Weh' über ihn! — Doch ihr könnt ohne Sorgen
In unsrer Hütte weilen bis zum Morgen.

Junger Schäfer.

Dann leitet unsre treue Hand
Euch sicher in das fremde Land.

Karl schmiegte sich enger an die Mutter, in deren Augen es feucht schimmerte, die unwillkürlich nach der Hand des Gatten langte. Durch die Thüre kamen drei kostbar gekleidete Mohren mit goldnen Kronen auf den Häuptern herein, betrachteten staunend, mit Geberden lebhafter Freude, die heilige Familie — und Karl rief: „Mama — Mama! — sieh, sieh doch, die drei Weisen aus dem Morgenlande!“ Die Mutter beschwichtigte den kleinen Vorlaut, denn eben begannen die Weisen zu sprechen.

Melchior. (Auf das Kind zeigend.)
Hier iſt das Licht, das wir geſehen!

Kaspar.
Der Wunderſtern auf Judas Höhen.

Balthaſar.
Wohlan, ſo laßt uns näher gehen!

Joſeph.
Was ſucht ihr, Fremdlinge? — Sprecht, eure Augen ſagen,
Ihr wollt was Ungewöhnliches erfragen!

Melchior.
In ſtiller Nacht
Sahn wir in Pracht
Am Himmel einen Stern aufgehen.
Des Höchſten Gunſt
Und unſre Kunſt
Lehrt uns das Wunder ſchnell verſtehen.

Kaspar.
Erleuchtet iſt des Himmels weites Zelt,
Ein ſchöner Morgen dämmert für die Welt.
Es deutet jener wunderbare Stern,
Die ſchöne Zukunft iſt nun nicht mehr fern!

Balthaſar.
Das lang erhoffte Heil der Welt iſt da,
Die Hülfe und die Rettung iſt uns nah. —
Der uns von Gott zum Helfer auserkoren,
Er ſtieg zur Erde nieder — iſt geboren!

Melchior.
Das iſt es, was der Himmel kündet,
Was unſre Sehnſucht hat entzündet!

Kaspar.
Heil uns! — es trog uns nicht der Stern,
Er leitete uns ſicher zu dem Herrn.

Balthaſar.
Mit ſtaunend freudigem Gefühl
Nahn wir allhier am ſchönen Ziel.

Es strömt aus dieser Hütte Thor
Gleich einem Quell das Licht der Welt hervor.

Alle (knieen vor Maria nieder).

Anbetend knie'n wir
O Kindlein vor Dir!
Du Reis aus Davids Stamme,
Du reine Gottesflamme,
Du wahrer Menschensohn
Und Sproß von Gottesthron!
Du Aermster der Armen,
So reich an Erbarmen!
Du Reichster der Reichen
Voll Demuth ohn' Gleichen! — —
O Kindlein, vor Dir
Anbetend knie'n wir!

Junger Schäfer.

Hörst Du? — Der Herr, der Heiland ist erschienen!

Alter Schäfer.

Komm', laß auch uns dem Kind anbetend dienen!

Maria.

Ein wunderbar Gefühl zieht mir durch's Herz,
Wehmüth'ge Freude halb — halb herber Schmerz!

Melchior.

Ja, Weib, Dir ward das höchste Loos auf Erden,
Du wirst die Königin viel frommer Herzen werden.
Ein Schwert jedoch wird Dir das Herz zerreißen,
Damit Dich alle Völker selig preisen!

Maria. (Den Kopf neigend.)

In Demuth beug' ich mich'. — Ich bin des Herren Magd,
Geschehe mir, wie Du gesagt!

Melchior.

Und auch dies Kindlein wird viel Leid ertragen,
Ach, unter seinem Kreuz wirst Du einst klagen.
Viel Bitterkeiten sind dem Kind beschieden,
Drum habe ich nur Myrrhen ihm zu bieten.

Kaspar.

Dies Kind, das jetzt in Deinen Armen ruht,
Es wird entzünden heißer Andacht Gluth.
Viel Häupter werden fromm vor ihm ſich neigen,
Viel Lob und Preis für ihn zum Himmel ſteigen
Wie duftger Opferrauch vom heiligen Altar:
Drum bringe ich dem Kindlein Weihrauch dar!

Balthaſar.

Dem künftigen König der Herrlichkeit
Gebühret auch Zierrath und edles Geſchmeid,
Das leuchtet und ſchimmert ſo rein und ſo klar,
Wie ſein Leben und ſeine Lehre fürwahr!
Drum bring' ich vom Golde, dem reinen und ſchönen,
Damit unſern König der Kön'ge zu krönen.

Maria.

Mit Danken nehm ich eure Gabe hin,
Mich freut ihr tiefer, ſchöner Sinn!

Die drei Weiſen erhoben ſich und verließen das Zimmer. Plötzlich ſprang Knecht Niklas auf, kniete vor Maria nieder und betete:

Bis hierher war ich Satansknecht,
Vom Böſen ganz durchdrungen, —
Doch bin ich noch nicht gänzlich ſchlecht,
Das Kind hat mich bezwungen.
Von Stund an laß ich Satans Dienſt,
Es iſt dabei doch kein Gewinnſt!
Dem Herrn weih ich mein Leben —
Er wolle Gnad' mir geben!

Draußen ertönten ſanfte Akkorde. Der Engel neigte vor Niklas ſeinen Lilienſtengel und folgte mit ihm und den Schäfern der heiligen Familie. Nur der Prophet blieb zurück; während draußen die Muſik ſanft fortſpielte, ſprach er:

Der Heiland von Gott erkoren,
Der Chriſt iſt geboren!

Drei Weiſe aus dem Morgenland,
Sie haben ſeinen Stern erkannt,
Und bringen ihre Gaben,
Dem kleinen Jeſusknaben.
Wie ſie dort dem heiligen Kinde beſcherten,
Die Armuth in fröhlichen Reichthum verkehrten,
Das haben die Eltern zu Herzen genommen,
Den Kindern zur Freude, zum Segen und Frommen!
Alljährlich, wenn kehret die heilige Nacht,
Die Kindlein, ſie werden mit Gaben bedacht.
Und wenn die Beſcherung von Lichtern nun flimmert,
Die köſtliche Gabe ſo fröhlich wohl ſchimmert,
Dann ſollen die Kinder mit frommem Sinn
Die Herzen auch wenden nach Bethlehem hin.
Sie ſollen gedenken, wie arm und bloß
Das Kindlein lag in Mariens Schooß,
Bis ihre Schritte nach Bethlehem lenkten
Die Weiſen und freundlich das Kindlein beſchenkten.
So ſollen auch ſie ſich von Herzen erbarmen
Und gerne mittheilen den Kindern und Armen,
Sie ſollen auch denken an Niklas, den Knecht,
Der's Böſe gelaſſen und dienet nun recht.
Und all die Geſchichten, die ſonſt noch geſchehen,
Die ſie allhier ja mit Augen geſehen —
Sie ſollen ſie nehmen zu Herzen fein,
Dann werden ſie einſtens auch ſelig ſein.
Das helf' Gott uns allen in Jeſu Namen,
Dies wünſcht der Prophete von Herzen. Amen!

Indem nun auch der Prophet die Stube verließ, ſtimmte draußen die Muſik in kräftigen Akkorden einen Choral an, und während ſie von zahlreichen Laternen begleitet das Dorf hinabzogen, ſangen die Darſteller der heiligen Geſchichte:

Lobt Gott ihr Chriſten allzugleich,
In ſeinem höchſten Thron;
Der heut aufſchleußt ſein Himmelreich
Und ſchenkt uns ſeinen Sohn!

Ernst schaute der Vater durchs Fenster den verschwindenden Lichtern nach; als endlich auch der letzte Ton des Chorals verklungen war, wischten sich die Frauen die Augen, der Großvater aber sagte: „Das war ein schöner Weihnachtsabend!“

Karl ward des Wunderns und Fragens lange nicht müde; nachdem jedoch die Wachslichtchen auf dem Tannenbusch gänzlich herabgebrannt waren, die ganze Familie sammt den Nachbarn an dem herkömmlichen Weihnachtskaffee sich erquickt, sagten die Gäste „gute Nacht!“, und auch der Kleine nahm müde Abschied von seinen Gaben. — Nur den Degen hielt er fest, der mußte ihn in's Bett begleiten.

Bunte Träume umgaukelten sein Lager, heitere Bilder, der heiligen Nacht angemessen. Frisch und fröhlich blickten seine Augen, als ihn am frühen Morgen — tiefe Dunkelheit deckte noch die Erde und am Himmel glitzerten die Sterne — die Mutter mit den Worten weckte: „Karl — mein Kind! — Hörst Du das Läuten? Sieh, jetzt hat der heilige Christ allen guten Kindern auf der Erde beschert — nun wird er wieder in den Himmel geläutet!“

Karl blickte die Mutter mit großen Augen an; stille ließ er sich ankleiden — nur den Degen gab er nicht aus den Händen — und lauschte den Glockenklängen, die gewaltig vom Thurm herabbrausten. „Gehen Joseph und Maria, die drei Weisen, die Schäfer, der Prophet und der Knecht Niklas auch mit in den Himmel?“

„O mein Kind!“ sagte die Mutter tief bewegt und küßte Karl, „mein Kind, die sind alle lange, lange schon droben im schönen Himmel beim lieben Gott und begehren

nimmer auf die Erde. — Mein Kind, werde brav und gut, dann wirst Du sie auch einstens im Himmel wiedersehen!“

„Mama,“ versicherte Karl und schlang sein Aermchen um ihren Hals, „gewiß, ich will brav und gut sein!“

In der Wohnstube begrüßten die Großeltern herzlich Mutter und Kind, auch die Dienstboten drängten sich herzu und bemühten sich, ein gutes Wort zu finden. Der Tannenbusch funkelte in neuer Pracht, allein Karl saß still auf dem Schooß der Mutter und lauschte dem Läuten. Plötzlich blitzten droben im Thurm helle Lichter auf, die Glocken verstummten; nachdem sie Tochter und Enkel sorgsam in dicke Tücher verhüllt, öffnete die Großmutter ein Fenster und sagte: „Der Vater ist auch droben bei den Lichtern, Karlchen!“

Kräftige Instrumentalakkorde erklangen vom Thurm, Menschenstimmen fielen darein — auch die Hausgenossen falteten die Hände und begleiteten leise den Jubelgesang, der von der Höhe über das stille Dorf hinfluthete:

Dieß ist der Tag, den Gott gemacht, sein werd in aller Welt gedacht.
Ihn preise, was durch Jesum Christ im Himmel und auf Erden ist.

Die Völker haben Dein geharrt, bis daß die Zeit erfüllet ward.
Da sandte Gott von seinem Thron das Heil der Welt, Dich, seinen Sohn!

Wenn ich dies Wunder fassen will, so steht mein Geist vor Ehrfurcht still.
Er betet an und er ermißt, daß Gottes Lieb' unendlich ist.

Damit der Sünder Gnad erhält, erniedrigst Du Dich, Herr der Welt,
Nimmst selbst an unsrer Menschheit Theil, erscheinst im Fleisch und wirst uns Heil.

Dies ist der Tag, den Gott gemacht, sein werd in aller Welt gedacht!
Ihn preise, was durch Jesum Christ im Himmel und auf Erden ist!

Die Musik, der Gesang verstummte, die Lichter erloschen im Thurm. Ein bleicher Schimmer dämmerte im Osten auf. „Mama, Mama!“ rief Karl, „ist dies das Licht, von dem die Schäfer erzählten?“

„Nein, das ist das Morgenroth. — Aber weißt Du noch, wie die Engel auf dem Felde bei den Hirten Gott lobten?“

Karl faltete die Händchen und rief: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“

„Amen, Amen!“ sagte der Vater, der, vom Thurm kommend, unbemerkt eingetreten war, und schloß Weib und Kind in die Arme.

Die Zerstörung der Schaumburg.

Eine Sage.

Unvollendet.

1.

Möge nie der Tag erſcheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieſes ſtille Thal durchtoben.

Es war an einem milden, ſonnenglänzenden Frühlingsſonntag des Jahres 1640, als ſich die Bürger des Städtchens Schalkau aufgeregt auf dem Markt ſammelten und dort in großer Bewegung durcheinander wogten. Schlimme Märe war eingelaufen in böſer Zeit und erfüllte alle Herzen mit Entſetzen.

Länger denn zwanzig Jahre ſchon verwüſtete der grauenvollſte Krieg, den je die Welt geſehen, unſer unglückliches Vaterland. Auch das ſtille Waldthal am Südabhang der Thüringerberge, deſſen Höhen das Städtchen Schalkau ſammt Burg und Dörfern ſchirmend umhegten, war nicht vom Kriegswetter verſchont geblieben. Doch hatte die verſteckte Lage, die Tapferkeit und Wachſamkeit des alten Ritters auf dem nahen Schaumberg manches Unheil abgewendet — das Elend, die Noth hatte hier nicht jene furchtbare Höhe erreicht als in den Nachbargauen. Beſonders in den letzten Jahren ſchien der Engel des Friedens ſeine Palmen ſchirmend über dieſe Gründe gebreitet zu haben. Kein feindlicher Einfall erſchreckte die Bewohner; in Ruhe konnten ſie ihre Felder bauen und ſich des Gottesſegens auf den Flu-

ren erfreuen. — Schon begannen die alten Wunden zu vernarben, reichlicher vermochte man den gehetzten, gepeinigten Bewohnern der Nachbarthäler, die hier ein Asyl suchten und fanden, zu spenden, und in Burg, Stadt und Dörfchen sah man dem wiederkehrenden Frühling mit hoffnungsvoller Freude entgegen.

Allein bald erschreckten die Bewohner ferne Feuersbrünste, die allnächtlich am Himmel aufglühten, bald fast von allen Seiten in das zi ternde Thal niederleuchteten. Und was der Feuerschein am Himmel kündete, bestätigten verzweifelnde Menschen, die fliehend das Thal kreuzten — näher und näher kamen die feindlichen Horden. Schon lagerte der Schwede bei Gotha. Weitumher hatte er das Land verwüstet, furchtbar wuchs die Noth im Lager, ein Laib schlechtes Brod war oft um einen Dukaten nicht zu haben. Wie nun, wenn die wilden Horden, vom Instinkt des Hungers getrieben, den Weg übers Gebirge fanden? — Darnach kamen wunde, hungernde, todesmatte Jammergestalten von Osten her durchs Städtchen. Ein kaiserlicher Heerhaufe hatte bei Saalfeld ein Lager geschlagen, die Unglücklichen aus ihrer Heimath vertrieben, und so greulich wütheten die Feinde mit Brand und Mord in jenen Gauen, als ob sie nun wirklich dem Lande völlig den Garaus machen wollten.

Solche Nachrichten waren wohl geeignet, auch die muthigsten Herzen mit Verzweiflung zu erfüllen. Eine unheimliche, todte Stille legte sich über die Thalschaften. Glockengeläute, Orgelklang, selbst der Knall der Geisel vor Pflug und Wagen verstummte, aus Furcht, die Feinde anzulocken. Scheu und stumm huschten die Menschen an einander vorüber, die übergroße Angst hatte Thränen und

Klagen zugleich erſtickt, nur unwillkürlich hervorbrechende Seufzer kündeten die Laſt, die alle Herzen bedrückte.

Heute nun leuchte bei grauendem Morgen ein Bote mit einem Schreiben in die Stadt, das den ehrſamen Magiſtrat in die größte Aufregung und Beſtürzung verſetzte. In der Nacht waren baieriſche Kriegsvölker unvermuthet in das Werrathal eingefallen, hauſten übel in den Dörfern und bedrängten die Stadt Eisfeld hart. Der Kriegsoberſt mußte es auf längeren Aufenthalt abgeſehen haben, denn Soldaten und aufgegriffne Bauern arbeiteten raſtlos an mächtigen Verſchanzungen auf dem Grubersberg. Da dieſes Lager nun Schalkau gleich ſehr bedrohte wie Eisfeld, hatte es der Magiſtrat letzterer Stadt für ſeine Pflicht gehalten, durch einen Eilboten die liebwerthen und getreuen Nachbarn freundnachbarlichſt zu warnen. Dies war der Inhalt des Schreibens, das mit ernſter Mahnung zur Vorſicht und Wachſamkeit ſchloß.

Während aber die Väter der Stadt in einer Art dumpfen Betäubung auf der Rathsſtube ſaßen, ſich nicht zu rathen noch zu helfen wußten, ward es auf den Straßen lebendig. Von Grümpen, Truckenthal und Bachfeld eilten Landleute in wachſenden Zügen nach dem Städtchen; ihre lauten Rufe brachten bald die Bürger in Bewegung, dichte Gruppen bildeten ſich auf dem Markt und den anſtoßenden Gaſſen, die auch noch durch die Kirchgänger, die ahnungslos von Katzberg, Ehnes und Almerswind hereinkamen, vergrößert wurden. Das Getümmel mehrten ſchwergewappnete Reiter in den Farben des Freiherrn von Schaumberg, die klirrend und raſſelnd durch die Gaſſen ſprengten. Das wachſende Getöſe machte endlich auch die Rathsherren auf-

merksam, und da dem Volk wahrscheinlich doch nichts mehr zu verbergen war, beschloß die Versammlung ebenfalls hinabzusteigen, vielleicht neue Mär zu erkunden.

Mit dumpfem Schweigen empfing die Menge die Väter der Stadt, deren Aussehen und ganzes Gehaben weder tröstend noch erhebend wirkte. Lautlos öffnete sich eine Gasse nach der Kirchthüre, wo der Stadtpfarrer, ein ehrwürdiger Greis, der ein vornehmes Fräulein eifrig zu trösten suchte, sie offenbar schon länger erwartet hatte.

Leider bestätigten sich die Eisfelder Nachrichten in allen Stücken; die Bedrohung des Itzgrundes durch die Schanzen auf dem Gruberberg, sie war schon zur That geworden, und zwar in solch räthselhafter, unheimlicher Weise, daß die schlimmsten Befürchtungen übertroffen wurden!

In der Nacht hatte ein Trupp Reiter und Fußgänger Bachfeld überfallen. Die ältesten Männer wurden unter die Dorflinde geschleppt und dort von einem schnauzbärtigen Hauptmann über die Vergangenheit des Dorfes verhört. Der Hauptmann kannte alle Familien, alle Verhältnisse derselben fast so gut als die Bachfelder, nur über die jüngste Vergangenheit schien er minder gut unterrichtet. Ganz zuletzt, als ob ihm das eben noch so einfalle, erkundigte er sich auch nach der Familie Faber. Zagend berichteten die Alten die traurige Geschichte: Der älteste Sohn Peter tödtete in seinem Saatacker vor langen, langen Jahren ein Schmalthier; vor dem Zorn des Freiherrn entwich er in die weite Welt. Allein die Wuth des Ritters wendete sich nun gegen die unschuldigen Eltern und Geschwister. Von Haus und Hof vertrieben, verkamen die alten Eltern, die Schwestern verloren sich im Land, der jüngste Sohn aber,

Wolf, ward als Knabe auf den Schaumberg geſchleppt. Und obgleich Sohn freier Eltern muß er noch heute in ſchimpflicher Knechtſchaft dem Herrn dienen, ſtatt als freier Mann auf ſeinem Erb und Eigen zu ſitzen. — Kaum waren die Alten zu Ende, ſo ſprengte auf ſchnaubendem Hengſt eine dunkle, gewaltige Kriegergeſtalt in ihre Mitte. Die in wilder Wuth emporgereckten Arme ſchlugen den dunkeln Mantel zurück, und das trübe Licht der Fackeln flackerte auf prachtvoller Rüſtung und ſchweren, blitzenden Goldketten. Wilde Flüche, Verwünſchungen und Drohungen floſſen wie Waſſer über die Lippen des finſtern, faſſungsloſen Reiters. Doch kaum hatte ihm der alte Hauptmaun ein paar Worte in's Ohr geflüſtert, ſo verſtummte er; noch einmal ſchüttelte er drohend die Fäuſte, dann jagte er, von ſeinen Geſellen umringt, hinaus in die Nacht.

Wohl war dieſer geheimnißvolle Vorgang geeignet, die Gemüther in ängſtliche Verwirrung zu verſetzen, um ſo mehr, da auch in andern Dörfern ähnliche, wenn auch minder aufregende Vorfälle ſich abſpiegelten. Ueberall zeigten die Feinde eine Ortskenntniß, eine Vertrautheit mit den hieſigen Verhältniſſen, die um ſo mehr erſchrecken mußte, als aus den Worten, dem ganzen Weſen der Feinde ein unendlicher Haß, eine tückiſche blutdürſtige Schadenfreude hervorleuchtete. Einſtimmig war das Urtheil Aller, die mit den Feinden in Berührung gekommen waren: den Thälern ſtehe das Schlimmſte bevor, und wollte man nicht Leib und Leben den grauſamſten Gefahren ausſetzen, ſo bleibe nur die ſchleunigſte Flucht.

Lautes Seufzen und Klagen hob ſich in den Haufen, mächtig anſchwellend erfüllte es bald die entlegenſten Gäß-

chen und Winkel, auch aus dem Innern der Häuser tönte Weinen und Schluchzen. Allzu furchtbar war die Kunde, welche die ahnungslosen Bürger aus ihrer Sonntagsruhe aufschreckte; besonders der Umstand steigerte die Angst zum sinnenverwirrenden Entsetzen, daß auch nicht eine Stimme die grauenvollen Befürchtungen zu mildern suchte, daß unter all den wettergehärteten Männern auch nicht einer von der — unter allen Umständen zweifelhaften — Flucht abmahnte. Obgleich aber auch die muthigsten Männer nur mit Mühe ihre Fassung behaupteten, empfand man überall, daß jetzt nicht Zeit zu Jammern und Klagen; die erfahrenen Alten aus Stadt und Dorf sammelten sich auf dem Kirchplatz um Pfarrer und Magistrat zur ernsten Berathung, und bald lag eine tiefe Stille auf dem weiten Platz.

Zunächst suchte man sich des Schutzes der nahen Veste Schaumberg zu getrösten, allein mit Recht ward bemerkt, daß die kleine Veste, die nur Wenigen Zuflucht gewähren könne, einem Heerhaufen gegenüber, wie er eben auf dem Gruberberge lagere, die Gefahr eines Anfalls mehre statt mindere. Der nächste und natürlichste Zufluchtsort wäre das Hochgebirge mit seinen Waldesdickichten, Schluchten und Klüften gewesen. Allein man wußte, daß vor wenig Tagen durch den Schwarzagrund drei kaiserliche Kroaten nach Steinheide*) kamen und bald den Verhau auf dem Kieferle**) ausspürten. In Verzweiflung, daß ihr Versteck verrathen, machten die Steinheider Jagd auf die Spürer. Zwei Reiter erlagen ihrer Wuth, der dritte entkam. Seitdem waren die Steinheider stündlich eines Anfalls gewärtig

*) sehr hochgelegenes Bergstädtchen.
**) Berg bei Steinheide.

und zur Flucht in's flache Land gerüstet. Unter solchen Umständen bot auch das Waldgebirge keinen Schutz. — Oft schon hatten die Schalkauer Weib und Kind sammt der besten Habe in das Meschenbacher Zinselloch*) geflüchtet. Allein diesmal, einem Feinde gegenüber, der solch erschreckende Ortskenntniß verrieth, hätte eine Flucht in das Zinselloch bedeutet, sich selbst in einen Sack gebunden den Gegnern überliefern. Auch dieser Vorschlag ward verworfen. — Da das Werrathal ohnedies durch die Baiern versperrt war, so blieb zuletzt kein Ausweg, als der hinab nach Süden in das verwüstete Franken, zunächst nach Coburg.

Kaum war der Name Coburg laut geworden, als ein Brausen durch die Menge ging, da und dort riefen laute Stimmen: „Coburg — das ist's! Die starke, mauerfeste, wohlbehütete Stadt muß uns aufnehmen, bis das Kriegswetter vorübergebraust! — Auf — auf nach Coburg!"

Vergebens erinnerten bedachtsame Männer daran, wie nun schon seit Wochen die Sturmfahne auf der hohen Coburger Veste flattere, wie man dort täglich des Anfalls der Bamberger und Kronacher gewärtig sei, wie die Stadt, von Fremden überfüllt, durch Hunger und Seuchen decimirt werde. — Umsonst! solche Mahnungen und Warnungen verhallten ungehört. Wie ein leuchtender Hoffnungsstrahl war der Name Coburg in die von Verzweiflung umnachteten Seelen gefallen; Coburg erschien plötzlich den angstvollen, verwirrten Gemüthern als der alleinige rettende Port, dringender wurden die Rufe: „Auf auf! — Nach Coburg, ehe es zu spät ist!"

*) eine Tropfsteinhöhle.

Schon kam Bewegung in die Maſſen, da hob der würdige Pfarrherr die Arme und ſprach: „Lieben Freunde! Wozu doch ſolch Haſten und Drängen? Iſt nicht überall die Erde des Herrn? und ob wir gehen oder bleiben, ſtehen wir nicht immer und überall in der Hand Gottes, ohne deſſen Willen kein Sperling vom Dache, kein Haar von unſerm Haupte fällt? Lieben Freunde! fern ſei es, die Aengſtlichen und Verzagten abzuhalten, in der Fremde Schutz und Sicherheit zu ſuchen. Ich aber bleibe in der mir von Gott beſchiedenen Heimath! Mag Sturm und Wetter darüber hinbrauſen, ich will aushalten auf meinem Poſten bis an's Ende. Was ihr aber auch beſchließen möget, ob ihr gehet oder bleibet, wir wollen beten, beten! daß der Allmächtige die Gefahr gnädig von uns wende!“

Schluchzend ſank die Menge auf die Kniee, der Greis faltete die Hände: „Herr unſer Gott, vernimm das Flehen unſeres Mundes und höre auf das Geſchrei unſrer Lippen. Ach, unſre Seelen ſind ſehr erſchrocken und die Angſt unſrer Herzen iſt groß. Denn unſre Feinde ſind gewaltig, und Viele ſind's, die ſich wider uns ſetzen. O Herr, Du unſer Schild, unſer Fels, unſre Burg! ergreife Du für uns die Waffen, mache Dich auf, uns zu erretten! O Herr hilf — hilf Du treuer Gott! Hilf o Herr und ſchütze die Deinen. Amen!“

„Ja, hilf uns, Du treuer Gott! hilf uns und ſchütze die Deinen. Amen!“ klang es leiſe in der Menge nach.

Bürger und Bauern, Männer und Frauen umdrängten den Pfarrherrn, drückten ihm dankend die Hand und erklärten mit tiefer Bewegung — die Frauen mit rinnenden Thränen — daß ſie ſeinem Beiſpiel folgen und auch in

der trauten Heimath die Zukunft erwarten wollten. Andere aber rüsteten nach kurzem Abschied desto eifriger zum Aufbruch. Menschen flutheten auf dem Markt ab und zu; schon sammelten sich da und dort größere Gruppen schwerbepackter Männer, Weiber und Kinder, da und dort rasselte auch ein Wagen vollbeladen aus dem Hof und schloß sich den Davonziehenden an.

Stiller und stiller ward es im Städtchen, bald stand der Pfarrherr allein auf dem Kirchhof — auch seine vornehme Nachbarin war mit ihrem Begleiter, einem jungen stattlichen Kriegsmann, verschwunden — und lauschte, während ihm die hellen Thränen über die Wangen rollten, dem leise verhallenden Gesang der Scheidenden:

Gott lebet noch!
Seele, was zagst du doch?
Gott ist gut, der aus Erbarmen
Alle Hülf auf Erden thut,
Der mit Kraft und starken Armen
Machet Alles wohl und gut.
Gott kann besser als wir denken,
Alle Noth zum Besten lenken.
Seele, so bedenke doch —
Lebt doch unser Herrgott noch!

2.

Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen.
Göthe.

Auf dem schmalen Pfad, der durch saftgrüne, mit gelben Frühlingsblumen bedeckte Wiesen, nach dem stolz und kühn aus den tiefen Gründen emporsteigenden Burgberg

leitete, schritt das vornehme Fräulein, das vor Kurzem der Pfarrherr zu trösten versucht hatte, mit seinem Begleiter, einem jungen, stattlichen Kriegsmann, eilfertig dem Burgwald zu. Zwei schöne, stattliche Gestalten! Wie sie so hastig dahinschritten, in der Eile und Aufregung des Augenblicks enger zusammendrängten, als sie sonst wohl gewohnt sein mochten, da erschien das Paar so recht von der Natur für einander gebildet, und wohl Niemand mochte ahnen, welch ungeheurer Abgrund zwischen den jungen Herzen aufgähnte. Es war aber die junge Dame, die eben ihre Gewänder aufnahm, um dem gewaltig ausschreitenden Begleiter besser folgen zu können, die Freiin Clara von Schaumberg, einziges Kind des Freiherrn Hans von Schaumberg und Erbin seiner Güter, der Jüngling an ihrer Seite aber der arme Dienstmann des Ritters, Wolf Faber aus Bachfeld. — Keines von Beiden dachte wohl in diesem Augenblick an diesen Rangunterschied; das Fräulein weinte, der Jüngling aber lugte unter dem breiträndrigen Reiterhut scharf umher, lüftete Schwert und Dolch und versah die Pfanne seiner langen Reiterpistole mit frischem Zündkraut. Doch nichts Verdächtiges zeigte sich, ungehindert erreichten die Wanderer den Burgwald, in dessen schützendem Blätterdunkel sie sich völlig geborgen fühlten und aufathmend langsamer den steilen Burgpfad empor stiegen.

Auf einer blumigen, ebenen Waldblöße blieb das Fräulein stehen, blickte bekümmert auf das Städtchen zurück, das so traut und friedlich ihr gegenüber lag, und als in das Brausen des Waldes der Abschiedsgesang der Fliehenden so wehmüthig hereinklang, da verhüllte sie schluchzend ihr

Gesicht. Auch Wolf hatte sich nach dem eben verlassenen Städtchen zurückgewendet, allein sein wilder Blick starrte gegenstandslos in's Weite, trotzig waren die Lippen auf einander gekniffen, und krampfhaft umspannten seine Finger den Kolben der Pistole. In seiner Versunkenheit überhörte er gänzlich das Schluchzen des Fräuleins, und als sie, Trost suchend, ihre Hand auf seine Schulter legte, fuhr er so heftig zurück, daß sie in einen leisen Schreckensruf ausbrach: „Was ist das?“ rief sie zitternd. „Warum erschrickst Du vor meiner Berührung?“

„Nicht Eure Hand erschreckte mich!“ sagte der Jüngling, der gewaltsam nach Fassung rang. „Es waren wilde finstere Gedanken, aus denen Ihr mich aufstörtet. Verzeiht, edles Fräulein, so ich Euch unbewußt erschreckt!“

„Schon wieder diese wilden, unholden Träume? — Wolf, Wolf — wann endlich werden in Deiner Brust die guten Geister obsiegen?“

„Und wie soll dies geschehen, so lange dieser finstere Bann ungelöst auf meiner Seele liegt? mein Innres getheilt ist und ziellos schwankt zwischen Liebe und Haß? — Die Erzählung der Bachfelder hat all die schaurigen Erinnerungen, die ich so gerne begraben möchte, erweckt, und glühend heißer grimmiger Haß gegen den Verderber meiner Eltern, den Räuber meines Erbgutes und meiner Freiheit kochte durch meine Adern!“

Ohne auf das Zittern des Fräuleins, das sich nur mühsam aufrecht erhielt, zu achten, fuhr Wolf in steigender Erregung fort: „So deutlich, als sei das erst gestern geschehen, stand jene Unglücksnacht vor mir, da mein Bruder aus dem Gefängniß entwich, um dem furchtbaren Schicksal

zu entgehen, am nächsten Morgen lebendig auf einen Hirsch geschmiedet zu werden. Schutz und Hülfe suchte er bei uns, im Elternhaus, denn schon waren ihm die Knechte des Herrn auf der Spur. Wie konnten wir ihn schützen? Zitternd und weinend baten ihn die Eltern, weiter zu fliehen, damit nicht das ganze Haus verderbe. — Und er ging! — Ohne ein Wort des Abschiedes, ohne das Geringste an Nahrung und Kleidung anzunehmen, ging er — doch ewig unvergeßlich wird mir der Blick sein, mit dem er uns verließ. Und doch war sein Opfer nutzlos! Man fand Spuren, die in unser Haus leiteten — und während draußen die grauenvollste Menschenjagd mit Hussaruf, Peitschenknall und Hundegeheul losbrach, wurden wir, Eltern und Geschwister, in der Stube bewacht und für die Flucht des Bruders verantwortlich gemacht.

Schauervolle Nächte und Tage kamen! Sollten wir für die Rettung oder den Untergang des Bruders, der unsere eigene Rettung bedeutete, beten? — Trotzdem der ganze Gau in Bewegung kam und, was sich an Menschen, Pferden und Hunden regen konnte, nach dem Unselgen fahndete, entkam er — und nun erfüllte sich unser Geschick. Nach grausamen Martern wurden die Eltern von Haus und Hof vertrieben, sie starben als Bettler auf der Straße! Ich aber — ich, der Sohn eines Freien, muß dem Ritter, dem Feind meines Hauses, dienen gleich dem geringsten, hörigen Knecht! — Und das Alles, weil ein Steinwurf meines Bruders, der äsendes Wild aus dem Saatfeld scheuchen sollte, ein Schmalthier tödtete! — O, der Wahnwitz zuckt glühend durch mein Gehirn, wenn ich bedenke, wie um ein Stück elendes Wild an den Menschen gefrevelt wurde!“

Wolf hatte wie in Verzweiflung die Arme zum Himmel gehoben — jetzt bemerkte er erst, wie das bleiche Fräulein zitterte und schwankte. Rechtzeitig fing er die Sinkende auf, geleitete sie unter eine breitästige Buche und bereitete ihr im schwellenden Moos einen weichen Sitz. Als sie durch eine müde Handbewegung weitere Hülfe abwies, fuhr er erregt fort: „Verzeiht, edles Fräulein, daß ich vor Euch das Unglück meines Hauses enthüllte. Euch trifft kein Vorwurf, mir aber hätten die Feuergluthen das Hirn versengt, wollte ich sie auch diesmal gewaltsam in mich verschließen, wie ich es Jahre lang gethan! — — Ich bin nicht undankbar, gnädiges Fräulein! — Nie werde ich vergessen, was ich Eurer Mutter, der edlen herrlichen Frau schulde. Liebevoll nahm sie sich des verlassenen Knaben an, allein wird dadurch das Unrecht gegen meine Familie gemindert? Ich ward mit Euch erzogen und unterrichtet, allein vermögen die mancherlei Kenntnisse und Kunstfertigkeiten, die ich mir erwarb, mein Unglück zu verringern. Ach, und legte nicht grade dieser zwanglose Verkehr mit Euch und Eurer Mutter, der mich so ganz meine wahre Stellung vergessen ließ, den Grund zu der wahnsinnigen Liebe für Euch, die nun erst mein Unglück voll machte? — Ach, seit ich Euch liebe, geht ein Riß durch mein innerstes Wesen, nach zwei Seiten klafft mein Leben, mein Denken und Empfinden aus einander. O mein Gott! mein Gott! Wo ich hassen sollte, da muß ich lieben; wo ich nach den natürlichen Wallungen des Blutes rächen und strafen müßte, möchte ich Segen verbreiten, beglücken und wohlthun! — Ein Himmel und eine Hölle liegen in meiner Brust, und wie kann ein Mensch solche Gegensätze auf die Dauer ertragen?

— O Clara, Clara! war es wohlgethan, daß Ihr mich ſtets hindertet, die Burg zu verlaſſen? — Iſt hier eine Löſung dieſes Zwieſpaltes möglich? Müſſen uns nicht endlich die feindlichen Verhältniſſe vernichten, wenn auch nicht die Schatten einer grauenvollen Vergangenheit zu unſerm Verderben lebendig würden?“

Clara's Thränen waren verſiegt. Sie erhob ſich, zog Wolfs Hand an ihre Bruſt, blickte ihm frei in's Auge und ſagte: „Warum ſoll ich's verſchweigen, daß auch ich unſre Liebe als ein Verhängniß betrachte? Aber mag nun dieſe Liebe eine Strafe ſein für die Sünden meines Geſchlechts, oder mag durch dieſelbe das Geſchick ſelbſt einen Weg zeigen wollen, die finſteren Schatten der Vergangenheit zu ſühnen — wie dem auch ſei, was auch Alles dieſer Neigung entgegenſtehen und ſie bedrohen mag: meine Liebe zu Dir iſt das Licht, der Troſt meines Lebens, die Lebensluft, ohne welche ich nimmer beſtehen könnte. — Wohl weiß ich, welche Laſten Deine Seele bedrücken, oft floſſen meine Thränen, daß auch ich Dein Loos noch erſchweren muß; wohl weiß ich, daß wir nimmer auf Erfüllung unſrer Wünſche hoffen dürfen, und nie habe ich vergeſſen, daß Du hier ganz am unrechten Platz biſt — allein, Wolf, Geliebter, ich bin ein Mädchen, ein ſchwaches, hülfloſes Geſchöpf! Iſt es ſo unerhört, daß ich, nachdem mir der Tod das beſte Mutterherz entriſſen, nun nicht auch zugleich den einzigen Freund meines Herzens verlieren wollte? — Längſt ſchon drängte es mich, mit Dir zu reden. Denn nun der erſte Schmerz über den Verluſt der Theuren überwunden, das Herz ſich in die neue, freudloſe Welt zu finden beginnt — jetzt möchte auch ich Deine Zukunft geſichert wiſſen. Wäre nicht dieſer

unerwartete Anfall der Feinde gekommen — heute hätte ich Dir geſagt: Die ſchwere Stunde iſt gekommen, verlaß mich! Werde glücklich und gedenke manchmal des armen Mädchens, das Dich nie vergeſſen, das Dir bis zum Grabe die gelobte Treue halten wird. — Jetzt kann ich nicht ſo ſprechen, der Einfall verändert alle Verhältniſſe, Du wirſt die Burg nicht verlaſſen, ſo lange ihr Gefahr droht. Iſt aber das Wetter verbrauſt, dann will ich ſelbſt drängen und treiben, nicht raſten und ruhen, bis ich Dich frei weiß, erlöſt aus dieſen unſeligen Zuſtänden!“

„Dank, heißen Dank!“ flüſterte Wolf und zog die Schluchzende feſt an ſich. Dank Dir, Du ſüßes Weſen, daß Du muthvoll und entſchloſſen die Entſcheidung getroffen, die allein das Schlimmſte von uns wenden kann. — Ich werde gehen, Clara, allein Dein Bild wird mein Herz erfüllen immer und ewig! Dir allein bleibt mein Leben und Lieben, Denken und Dichten geweiht bis zum letzten Athemzug! — Du aber, Clara, — o verzeihe, was ich Dir jetzt ſagen muß! — Du aber ſtehſt nicht frei und unabhängig in der Welt, Dein Rang und Stand legt Dir Verpflichtungen auf, denen Du Dich nicht entziehen darfſt. — Mag mit meiner Entfernung für Dich der arme Knappe geſtorben ſein!“ — Als Clara heftig erwidern wollte, verſchloß er ihr den Mund durch einen Kuß und fuhr bewegt fort: „Stille, ſtille, — keine Entgegnung. Was auch die Zukunft bringen mag — unſere Liebe, unſere Treue kann ſie nicht erſchüttern, es gibt ja eine Treue im höheren als dem gewöhnlichen Sinn! — Dank Dir, Du mein muthiges, tapferes Mädchen für das Wort der Befreiung! — Gebe Gott daß es nicht zu ſpät kommt! —“

„Warum zu spät? — Mein Gott, wie Du mich erschreckst! — Dein finsteres Brüten — Deine Furcht vor der Vergangenheit, deren Schatten lebendig werden könnten — Dein Zagen jetzt: Wolf, was bedeutet das? was ist geschehen? — Mein Gott, droht uns neue Gefahr? oder ist Dir Ungewöhnliches begegnet?“

„Beruhigt Euch! — Kommt, wir können ja auch im Gehen reden. Kommt, unser Ausbleiben könnte leicht Sorgen erwecken, vielleicht gar Aufsehen erregen!“

Clara erröthete, ohne Entgegnung begann sie rüstig den steilen Burgpfad emporzuklimmen. Wolf hielt sich an ihrer Seite und begann nachdenklich: „Nichts Ungewöhnliches ist mir begegnet, und doch kann ich nicht leugnen, daß die Märe der Bachfelder mich mächtig bewegt. — Seht, Clara, seit mir der furchtbare Zwiespalt meines Lebens zum klaren Bewußtsein kam, und das geschah, als Euer Mütterlein in der stillen Ahnengruft beigesetzt ward — seitdem ward mir die Vergangenheit grausig lebendig. Wenn ich glaubte die blutigen Gedanken des Hasses und der Rache bezwungen zu haben, dann tauchte das Bild meines Bruders vor mir auf, und der furchtbare Blick, mit dem er einst Abschied nahm, weckte die Hölle in meiner Brust. Ward mir das Glück eines ungestörten Zusammenseins mit Euch, versuchte ich die Seligkeit der Liebe rein und voll zu genießen, Vergangenheit und Zukunft zu vergessen — dann stand plötzlich der Schatten meines Bruders zwischen mir und Euch, und jener entsetzliche Blick erstarrte mein Blut zu Eis. — Wie ich mich auch dagegen stemmte, seitdem kann ich eine dunkle Ahnung nicht überwinden, daß uns Beiden durch meinen Bruder schweres Unheil drohe!“

„Entſetzlich!“ ſchluchzte das Fräulein.

„Die Erzählung der Bachfelder von jenem wilden, finſtern Reiter brachte mein ganzes Weſen in Aufruhr, fort und fort brauſte es durch mein Hirn: wenn das Dein Bruder wäre? wenn er gekommen, ſeine Rache ins Werk zu ſetzen — was dann? — Zürnt nicht, gnädiges Fräulein, ob ſolch thörichter Gedanken! — Wohl weiß ich, daß dies nicht ſein kann — wie ſollte ein Bauer zu ſolcher Macht, ſolchem Rang gelangen? — und doch iſt auf der andern Seite das Zuſammentreffen von Umſtänden ſo überraſchend, alle Zeichen ſtimmen ſo beängſtigend zuſammen, daß unwillkürlich der furchtbare Verdacht mir immer von Neuem in der Seele auftaucht!“

Das Fräulein war aufgeſprungen, bis in die Lippen bleich ſagte ſie tonlos: „Du ſagſt, es ſei unmöglich, daß Dein Bruder als Kriegsoberſter wiedergekehrt? Ha, wäre dies der erſte Fall, daß ſich ein Bauer die höchſten kriegeriſchen Würden erwarb? Und warum ſollte dies bei Deinem Bruder unmöglich ſein, den ja überdies die ſtärkſten Antriebe und Leidenſchaften, Haß und Rachſucht, ſpornten? — O mein Gott, ich zittere vor einer Zukunft, deren Schrecken ſich nicht ausdenken laſſen! — Wolf — Geliebter! — o warum hielt ich Dich zurück? — Gott, warum ließeſt Du Dich von der Thorheit eines kindiſchen Mädchens beherrſchen?“

„Stille — ſtille doch, Clara!“ ſagte der Jüngling leiſe. „Glaubt Ihr wirklich, ich hätte Euch in Eurem Leid verlaſſen können? — Und überdieß, plagen wir uns nicht vergeblich? — Sind unſre Befürchtungen nicht doch am Ende nur thörichte, grundloſe Vermuthungen? — Kommt,

ermannt Euch! Wir wollen unſer Geſchick Gott anheimſtellen und das Beſte hoffen!“

Clara ſchüttelte das Köpfchen. „Nein, nein! — warum ſollen wir leichtſinnig die Zeichen verachten, welche das Nahen des Sturmes künden? — Wolf, Geliebter! — wirſt Du auch treu bleiben Deiner Liebe, wenn ein Anderer kommt, der ältere Rechte auf Dein Herz hat, und der Deine Liebe nie — nie dulden wird? der ſich jetzt ſchon als feindlicher Schatten zwiſchen uns drängt?“

Wolf war unwillkürlich zurückgefahren, jetzt zog er das Mädchen ſtürmiſch an ſich und flüſterte: „Clara, meine Clara! — Wie danke ich Dir, daß Du mich von dem Geſpennſt meiner Einbildung befreiſt! Dein bin ich — Dein bleibe ich jetzt und immer; hinfort ſoll weder ein Schatten noch eine Geſtalt mit Fleiſch und Blut ſich zwiſchen uns drängen!“

Clara ſchmiegte ſich feſt an den Geliebten und flüſterte: „Nun wollen wir beten, daß Gott gnädig dieſes Verhängniß an uns vorüberführe. Was aber auch geſchehen mag — wir ſind eins in alle Ewigkeit!“

3.

— — — — — — — — Und ich ſollte nun
Wie ein weichherziger Vater, was ſich gern hat
Und liebt, fein bürgerlich zuſammengeben?
Schiller.

Hinter dreifachem Ring von Gräben, Wällen und Mauern ſtreckte die alte, trotzige Veſte Schaumberg ihre grauen Mauern und dunkeln Dächer gen Himmel. Wenn

auch nur geringen Umfanges und von der Natur nicht besonders begünstigt, war es doch eine nicht zu verachtende Veste. Schon ihre Lage auf einem völlig isolirten, von allen Seiten von tiefen Thälern, Waldschluchten, Teichen und Mooren umgebenen Bergkegel gewährte ihr wesentliche Sicherheit, und was die Natur versäumt, das hatte die Kunst reichlich nachgeholt. Der Stolz des Ritters Hans von Schaumberg auf seine uralte, jungfräuliche Burgveste ist wohl gerechtfertigt.

Auch die alte Veste war heute morgen in ungewöhnlicher Bewegung. Vor den Thoren und Wällen waren Zimmerleute und Knechte eifrig beschäftigt, die Pallisaden und spanischen Reiter zu verstärken; im Hof selbst wimmelten Reisige und Knappen durch einander, die Mauern und Thürme zu armiren und „Kraut und Loth" beizuschleppen. Während die Konstabler ihre Geschütze prüften und in Ordnung brachten, klangen aus der Werkstätte des Schwertfegers wuchtige Hammerschläge, im Rüsthaus, dessen Thore weit geöffnet standen, wurden Armaturstücke und Gewehre geputzt, Schwerter, Flammberge und Hellebarden geschliffen; vor der Hufschmiede aber wieherten und bäumten die Streitrosse.

Der Burgherr, Freiherr Hans, ein starker, hochgewachsener Mann mit bereits ergrauendem Bart- und Haupthaar, stand auf der bastionartigen Plattform des Thorthurmes, neben ihm der Burgvogt Kunold, bereit, seine Befehle weiter zu befördern. Ein Hornstoß des Thürmers brachte die Burg in Aufregung, selbst der Ritter kehrte sich hastiger um, als gewöhnlich seine Art war. Kaum aber hatte er den aus dem Burgwald hervorquellenden Reiterzug schärfer

ins Auge gefaßt, als er in ein lautes Hussa! ausbrach und schleunigst den Thurm verließ.

Eben sprengte ein kleiner, aber stattlicher, wohlbewaffneter Zug, von jubelnden Burgmannen umdrängt, in den Hof; raffelnd sprang der Anführer aus dem Sattel, der Ritter umfaßte seinen Eisenhandschuh mit beiden Händen und schrie mit vor Freude funkelnden Augen: „Gottwillkommen, Vetter! Gottwillkommen! — Kommst wie gerufen, Junge! wird Arbeit setzen! Dachte schon daran, Euch einen Boten zu senden!“

Der also herzlich Begrüßte, eine hohe, stattliche Gestalt, war keineswegs solch jugendliche Erscheinung, als man nach dem Gruß des Ritters anzunehmen geneigt sein dürfte. Auch in seinen buschigen Schnauz- und Knebelbart mischten sich bereits einzelne Silberfäden, und seine gemeinen, abstoßenden Gesichtszüge, von Leidenschaften und Ausschweifungen verwüstet, waren welk und verfallen. Wie er so neben dem Ritter stand, hätte man ohne Frage diesen für den jüngeren halten müssen. Dennoch hatte die vertrauliche Anrede des Freiherrn eine gewisse Berechtigung. Der Junker Heinz von Schaumberg, einer ziemlich herabgekommenen Nebenlinie des Freiherrlichen Hauses angehörend, war vor einigen Jahren, anscheinend weder an Ruhm noch an Beute reich, aus dem Kriege heimgekehrt, und saß seit der Zeit mit einigen wilden Gesellen, die er aus den Lagern mitgebracht, auf dem halbverwüsteten Waldschlößchen Birkich, da sein Haupt- und Stammschloß Mupperg längst in Trümmern lag. Obgleich Freiherr Hans seinen Vetter keineswegs liebte, seine wilde, ausschweifende Lebensweise, sein oftmals gesetzloses Treiben haßte, nahm er doch dessen Bewerbung

um seine Tochter Clara mit Freuden auf — aus dem einzigen Grunde, die Stammgüter der Familie zu erhalten und seinen Namen fortleben zu sehen.

Der freundliche Empfang überraschte offenbar den Junker; ein Freudenblitz leuchtete in seinen glanzlosen Augen auf und mit rauher Stimme schrie er: „Hörte unterwegs, der Teufel sei auch bei Euch los, Mordblei! — Na, laßt die Hunde kommen, wir wollen sie zusammenschmeißen, daß es eine Art hat!“

„Ihr bleibt?“ fragte der Ritter und schüttelte auf's Neue des Junkers Hand.

„Mord und Brand! könnt Ihr zweifeln?“ schrie der Junker lachend. „Seht Ihr nicht, daß ich mit Sack und Pack, mit Hund und Katze bei Euch einreite? ha ha ha! — Aber beim Teufel, wenn auch meine guten Freunde, die edlen Kronacher Spießbürger und Häringskrämer, nicht geschworen hätten, mich in meinem Birkich auszuräuchern wie einen Dachs — ich wäre doch gekommen. Meint Ihr, ich könne gleichgültig zusehen, wenn mein holdes Mühmchen von Feinden bedroht wird?“

„Ist mir erfreulich, daß Ihr auch daran denkt!“ sagte der Ritter, über dessen Gesicht sich ein dunkler Schatten gelegt hatte. Dem Burgvogt gab er Befehl, Rosse und Reiter des Junkers gut unterzubringen, dann wendete er sich an den Junker: „Kommt ins Oberschloß, Vetter! Nach dem scharfen Ritt wird Euch ein Frühstück gut thun — dabei könnt Ihr gleich Clara begrüßen!“

Des Junkers Gesicht glänzte, mit einem Gebrumme, das auf ein Haar einem Fluch glich, folgte er dem Ritter über die Zugbrücke in das innerste, höchstgelegene, durch be-

ſondern Wall und Graben von der Außenburg geſchiedene Thurmſchloß.

„Und wo ſteckt mein Mühmchen? — Mordbrand, ſie zeigt verdammt wenig Eile, ihren Vetter zu begrüßen!“ ſagte der Junker indem er ſich nach reichlichem Frühſtück in den Seſſel zurücklegte. — He, Vetter — was ſagt Ihr?“

Ehe der Ritter antworten konnte, miſchte ſich der Burgvogt Kunold, der eben eingetreten war, in das Geſpräch und ſagte heuchleriſch demüthig: „Sollten die geſtrengen Herren wirklich nicht erfahren haben, daß unſer gnädiges Fräulein heute in aller Frühe nach dem Städtchen hinabſchritt, den Gottesdienſt nicht zu verſäumen?“

„Mordblei und Weltbrand!“ ſchrie der Junker aufſpringend und nach dem Schwert greifend. „Die Freiin allein in dem Mäuſeneſt? — Blitz und Donner auf Deinen Schädel, Schandbube! — warum erfahre ich das erſt jetzt?“

Auch der Ritter war aufgefahren, der Burgvogt ließ ihn jedoch nicht zu Worte kommen. „Wie konnte ich wiſſen, daß ſolch wichtige Märe Euch verborgen ſei? Mußte ich nicht vermeinen, das gnädige Fräulein ſei mit Erlaubniß des geſtrengen Herrn gegangen, zumal ſie auch den Knappen Wolf zu ihrer Begleitung befahl?“

„Ho Burſch,“ brauſte der Ritter auf, „was heißt das „Zumal“? — Wer wagt zu bezweifeln, daß der Freiin und Erbtochter frei ſteht, ihren Begleiter ſelbſt auszuwählen?“

Kunold, der Wolf tödtlich haßte, da er in ihm ſeinen Nachfolger fürchtete, prallte anſcheinend erſchrocken zurück und ſtammelte: „Halten zu Gnaden, geſtrenger Herr! — Ich meinte — ich glaubte — — aber zum Teufel! warum

soll ich's auch nicht sagen, wovon die ganze Burg voll ist? — Fragt um, überall ist man der Meinung, der vertraute Umgang des Fräuleins mit dem Wolf Faber könne Euch wenig erfreulich sein!"

Kunold hatte seine Sache vortrefflich gemacht — der Pfeil saß! Während der Junker fluchte und wetterte, sich hoch und theuer vermaß, heute noch breche er dem Buben alle Knochen entzwei — ging der Ritter bleich, mit geballten Fäusten auf und ab. Ein schreckliches Licht war ihm aufgegangen — nicht im Geringsten zweifelte er an Clara's Liebe zu dem Knappen. Unter allen Umständen würde ihn diese Erkenntniß zur Wuth gebracht haben, hier kam aber ein Etwas hinzu, das ihm wie ein kalter Schauer über den Rücken floß. Unwillkürlich mußte er sich ja fragen: ist das eine Vergeltung des Schicksals? — Endlich gab er mit kalter, harter Stimme den Befehl, Kunold solle Wolf bei seiner Rückkehr greifen und in den tiefsten Thurm werfen!

Der Vogt sah unentschlossen den Junker, dieser ebenso rathlos jenen an. Sich die Haare krauend begann endlich Kunold bedenklich: „Halten zu Gnaden, gestrenger Herr, das möchte gefährlich werden und für den Ausgang kann ich nicht stehen. Bedenkt, Wolf hat großen Anhang unter den Burgmannen, und solch grausame Strafe könnte große Erbitterung, wohl gar offenen Aufruhr hervorrufen, da ihm ein Verbrechen nicht vorzuwerfen ist!"

Der Ritter stampfte den Boden. „So mag er heimlich verschwinden!"

„Ist nicht minder bedenklich! Dürfte ich wagen, meine gehorsamste Meinung zu äußern? — Warum doch, gestrenger Herr, wollt Ihr Euch grade in diesen Zeitläuften des

tapferſten Geſellen berauben? Laßt ihn für Euch ſeine Haut zu Markte tragen, wer weiß, was geſchieht? — Sollte ihm jedoch ſein unverſchämtes Glück auch diesmal treu bleiben — ei ſo verlaßt Euch auf mich. Gebt Ihr mir Auftrag, will ich ſorgen, daß Ihr bald gerechte Urſache an ihn haben ſollt!“

Der Junker theilte ſeine Aufmerkſamkeit zwiſchen dem Vogt und dem Weinkrug; je tiefer und herzhafter ſeine Züge ausfielen, deſto größer ward ſeine Begeiſterung für die Vorſchläge Kunolds. Sichtbar verdrießlich unterbrach der Freiherr ſeine Flüche: „Wohlan denn, Kunold! Von heute an läßt Du den Buben nicht mehr aus den Augen; liegt der Burſche binnen heute und vier Wochen nicht im tiefſten Verließ, geht es Dir an den Kragen — verſtanden? Jetzt hinab und warte Deines Amtes; ſobald meine Tochter heimkehrt, ſende ſie zu mir!“

Vor der Thüre verzog ſich des Vogtes Geſicht zu einer höhniſchen Fratze und triumphirend ſchnippte er mit dem Finger. Dem Junker ſchien es — nach einem bedächtigen Trunk — nun an der Zeit, auch ein Wort in dieſer ihn ſo nahe gehenden Angelegenheit einzulegen, er kam jedoch nicht über „Mord und Weltbrand!“ hinaus, finſter unterbrach ihn der Ritter: „Laß' endlich das läſterliche Fluchen, hier iſt kein Heerlager. — Um der tollen Geſchichte gründlich ein Ende zu machen, ſollſt Du heute noch Clara als Deine Braut umarmen! — Laß die Thorheiten, bleib mir vom Leib — Du weißt, Deinen perſönlichen Vorzügen dankſt Du dieſe Ehre nicht! — Geh jetzt hinab und ſieh zu, wie Deine Roſſe und Mannen untergebracht ſind!“

Junker Heinz ging in gemiſchter Stimmung; ſchwer

zornig war er über den groben Vetter, und doch war er wieder so glückselig, daß er die ganze Welt hätte umarmen mögen — endlich sollte er seinem ersehnten Ziel einen Schritt — einen großen Schritt näher kommen, darüber konnte man schon die Grobheit des Vetters vergessen, zumal sich ja auch die Zeiten ändern konnten!

Mit dem Vogt hatte er eine lange Unterredung, die Beiden schieden als die besten Freunde.

Clara trat mit schüchternem Gruß in das Gemach ihres Vaters. Der Ritter erwiderte ihren Gruß nicht, die Hände auf den Rücken gelegt ging er heftig auf und ab. Finster begann er endlich: „Ich wünsche, daß Du Deine Kirchgänge auf gelegenere Zeiten verschiebst und besonders vorsichtig Deine Begleitung wa ist!“

Clara hob den Kopf. „Ich wüßte keinen Makel, der den Knappen Wolf schändete.“

„Nein, ihn trifft kein Vorwurf!“ sagte der Ritter mit Hohn, „die Schande fällt allein auf Dich!“

Clara ließ zitternd den Kopf hängen. Mit Gewalt sich zur Ruhe zwingend fuhr der Ritter fort: „Ich will es diesmal mit einer Warnung genug sein lassen — hüte Dich vor meinem Zorn! — Werthen Gast hast Du zu begrüßen — Dein Vetter Heinz ist eingeritten. — Er hat ernstlich um Deine Hand angehalten — Clara, ich will, daß Du noch heute seine Treue durch den Brautkuß belohnst!“

Das Fräulein bedeckte zitternd das Gesicht mit beiden Händen; als der Ritter aufbrauste: „Nun — hast Du keine Antwort?“ ließ sie die Hände langsam sinken, legte die Falten ihres Kleides zurecht und sagte leise: „So oft

ſchon habe ich mit meinen bitteren Thränen Eure Hände benetzt, ſo oft ſchon auf den Knieen vor Euch gelegen, bittend und flehend, mich von dieſem Menſchen zu erlöſen, daß ich weder Thränen noch Bitten mehr habe. Verzeih mir Gott, wenn ich fehle, ich kann nicht anders! — Ihr kennt meinen Willen, er iſt ſo feſt als der Eure, und ſo wiederhole ich meine letzte Erklärung: nie — nimmer werde ich das Weib des Junkers!“

Der Ritter ballte die Fäuſte. „Das wagſt Du mir heute zu ſagen? — heute?“

„Heute und immer, ſo oft Ihr dieſen Antrag ſtellt!“

„Ehrloſe Dirne! ziſchte der Ritter und hob die Fauſt.

Ohne mit einer Wimper zu zucken, hielt Clara ſekundenlang den ſtechenden Blick des Vaters aus, dann wendete ſie ſich langſam zum Gehen mit den Worten: „Die Freiin von Schaumberg vergißt nie, was ſie ihrer Ehre ſchuldet — auch Euch gegenüber nicht!“

Der Ritter nagte an den Lippen. „Dein letztes Wort?“ ſchrie er ihr nach, als ſie faſt die Thüre erreicht hatte.

„Ihr kennt es!“

Der Ritter ſann nach, plötzlich lachte er wild auf: „Wohlan, verſuche es, Deinen Willen durchzuſetzen, ich werde auf Mittel ſinnen, Deinen ſtörrigen Kopf zu brechen. Ha ha, wollen ſehen, ob Du in vier Wochen nicht ganz andere Sprache führen wirſt. — Geh jetzt und merke: Du wirſt, bis ich es erlaube, Dein Zimmer nicht verlaſſen — Niemand darf es betreten außer Deinen Frauen — geh!“

4.

In quälender Unruhe verbrachte Wolf den langen, langen Frühlingssonntagnachmittag, deſſen einförmige Stille kaum dann und wann einmal durch die Rückkehr ausgeſandter Späher oder einen Boten von der nahen Freiherrlichen Burg Rauenſtein unterbrochen wurde. Die Nachrichten, welche einliefen, waren unbedeutend — überall auf's Neue dieſelben räthſelhaften Vorgänge. Wolfs Erregung ſtieg von Stunde zu Stunde, zumal ihm auch nicht verborgen blieb, daß Clara auf ihrem Zimmer eine Gefangene war. Der Grund war ihm zwar unbekannt, allein wie hätte er zweifeln können, daß dieſe Strafe mit ſeiner Liebe zuſammenhing? — ſtolzirte nicht der Junker Heinz ſo ſelbſtbewußt durch die Burg, als ſei er jetzt ſchon alleiniger Herr? umlauerte nicht ſein alter Feind Kunold jeden ſeiner Schritte? — Wahrlich, es war nicht ſchwer zu errathen, was hier vorgegangen ſein mochte. Oft überlief den Jüngling ein Fröſteln, bedachte er, daß zu allen Schrecken von außen jetzt auch noch der ſo lange gefürchtete Sturm in der Burg losbrechen könne.

Mit vorrückendem Abend wuchs ſeine Unruhe und Angſt. Es ward ihm eng um die Bruſt, die finſtern Mauern drohten ihn zu erſticken. Da es ohnedies nothwendig war, zuverläſſige Nachrichten über den Ort des feindlichen Lagers, über das Treiben und die Abſichten der Feinde zu gewinnen, beſchloß er, einen Streifzug zu unternehmen. Zu ſeinem großen Erſtaunen billigte der Vogt nicht nur das Unternehmen, er erklärte ſogar, er werde ſich ſelbſt dem Zug anſchließen. Wolf durchſchaute ſofort die Abſicht ſeines Gegners, und eben weil er ſie durchſchaute,

ließ er stillschweigend geschehen, daß sich der Vogt nun wirklich mit seinen vertrautesten Gesellen in den Zug einreihte.

Wolf suchte durch das moorige Waldthal nach Westen die jenseitige Höhe, die sich als Hochebene weit nach Nordwesten erstreckte, und die auf ihrer westlichen Spitze das bairische Lager trug, zu gewinnen.

Tief athmete der Jüngling auf, als er durch den schweigenden, nächtlichen Wald ritt. Er hoffte auf einen Zusammenstoß mit dem Feinde, hoffte auf Kampf und Sieg! — Er hoffte — auf was? — auf einen Zufall, der all die Räthsel lösen sollte? — auf ein Zusammentreffen mit seinem Bruder selbst? — —

Auf der Höhe zerstreute er seine Begleiter auf verschiedene Pfade und Posten; knirschend fügte sich der Vogt seinen Anordnungen, die ihn sammt seinen Gesellen weit von Wolf abführten.

Es war eine seltsam stille, warme Frühlingsnacht, kein Lüftchen regte sich, und der Wald war erfüllt von berauschenden Wohlgerüchen. Manchmal ging ein Rauschen und Flüstern durch die Blätter und Zweige, wie ein Schauer über die unendlichen Wonnen des Frühlings. Einzelne große, tief schwarze Wolken zogen schwer am Himmel dahin, je nachdem sie den Mond deckten oder frei ließen, wechselte die tiefste Finsterniß mit der hellsten Beleuchtung. Jetzt grade deckte solch dunkles Ungethüm den Mond vollständig, und Wolf strebte, sein Roß am Zügel nach sich ziehend, am Rand des jungen Tannenwaldes durch die Büsche vorwärts zu kommen.

Da traf sein Ohr näher kommender Hufschlag — er

hatte sich also nicht getäuscht, die Feinde machten einen Recognoscirungsritt gegen die Burg. Tief athmend führte er sein Roß tiefer in den Wald, dann kehrte er auf seinen alten Platz zurück.

Die Hufschläge tönten näher — ein einzelner Reiter mußte seinem Gefolge weit — weit voraus sein. Richtig jetzt erkannte er auch eine dunkle Gestalt in der breiten, weithin sich erstreckenden Waldblöße, während er von seinen Begleitern nichts bemerken konnte. Näher und näher kam der völlig arglose Reiter — Wolf klopfte das Herz — jetzt war der entscheidende Augenblick da. Eben trat der Mond in voller Klarheit hinter der Wolke hervor, als Wolf mit gezücktem, blitzendem Schwert und gellendem Schlachtruf auf den Reiter losstürmte.

Das Roß stutzte, schleuderte bäumend seinen Reiter weit von sich und raste wiehernd davon. Schon kniete auch Wolf auf seinem Gegner, setzte ihm die Spitze des Schwertes auf den Hals und keuchte: „Redet, es geht ans Leben! Kennt Ihr einen Peter Faber aus dieser Gegend in Eurem Lager?“

„Ha — welche Frage! — nur Einer kann sie stellen!“ stöhnte der Ueberwundene. „Bist Du der Wolf Faber aus Bachfeld — zurück, sonst schreiben meine Eisenreiter die Antwort mit ihren Schwertern auf Deinen Schädel — zurück!“

Wolf wich, mit jugendlicher Gewandtheit sprang der Kriegsmann auf und winkte die heranbrausenden Panzerreiter zurück. „Der da ist kein Feind!“ erklärte er kurz. „Aus einander — haltet gute Wache, ihr steht mir dafür, daß uns keine Störung unterbricht!“

Der Streithengst, auch Wolfs Roß ward herbeigebracht

— mitten in einer weiten, öden Steinfläche ſetzte ſich der Kriegsmann auf eine Bodenerhebung, zog Wolf neben ſich, blickte ihm lange, lange ins Geſicht, drückte ſeine Hand feſter und feſter und ſagte: „Das Wölflein iſt gut geartet, hat wacker beißen gelernt! — Nun, es ſoll ihm auch an Arbeit künftig nimmer fehlen!“

„Alſo ſeid Ihr wirklich mein Bruder Peter? — Gott! welche Fügung!“ ſagte Wolf mit vor Aufregung bebender Stimme.

„Bin's!“ war die rauhe Antwort. „Bin der gehetzte, verfolgte, für den Hirſch beſtimmte Wilddieb! Was wohl meine Henker, die wie Hunde hinter mir drein kläfften — was ſie wohl für Augen machen werden, wenn ſie erfahren, daß ſie mich damals ins Glück jagten? — Sieh,“ fuhr er fort und zeigte auf einen Kreis ſtattlicher Offiziere mit verſchiedenen Regimentsabzeichen, die in reſpektvoller Entfernung ehrerbietig auf ihren Führer blickten, „dieſe alle und nicht ſie allein — gehorchen jedem Wink meiner Augen — und hier,“ dabei ſchlug er ſeinen Mantel zurück, „dieſe Gnadenkette hing mir mein Kriegsherr, der Kurfürſt von Baiern, dieſe Seine Kaiſerliche Majeſtät mit eigenen Händen um. Man nennt mich auch nicht mehr Peter Faber, ſondern Graf Faber von Buchenhauſen, und gar manche ſtattliche Herrſchaft in Baiern und Oeſterreich iſt mir unterthan.“

„Viel Glück — viel Ehr!“ ſagte Wolf bedrückt, den die Begegnung zu ängſten begann. „Aber wie, trägſt Du nicht die Farben unſerer Feinde? iſt nicht das Blut unſerer Glaubensgenoſſen der Grund, auf dem Dein unerhörtes Glück ruht?“

„Glaubensgenoſſen — pah!“ unterbrach ihn der Oberſt. „Als ich damals aus dem Vaterhaus gehetzt wurde, da war nur noch ein Gedanke in mir: Rache! Was aber hatte ich mit meinen Racheplänen in den proteſtantiſchen Heeren zu thun? — Schwere Zeiten habe ich durchgemacht, Wolf, viel habe ich gelitten und geduldet, oft hielt mich nur der Durſt nach Rache aufrecht. Als mich dann das Glück mit Gaben überſchüttete, die ich weder geſucht noch gewollt, vermehrte das nur das verzehrende Feuer in mir. Was nützte mir all der Plunder, an dem ſich Niemand mit mir erfreute? was nützte mir Rang und Reichthum, ſo lange meine Henker und Verfolger ſtraflos umhergingen? — Die Rachegedanken hatten mein Herz verödet, mein Leben vereinſamt, als nun das Glück kam, verſchärfte es nur die Sehnſucht nach endlicher Löſung meiner heißen Schwüre. Mußte mich noch lange gedulden — endlich, endlich aber kam doch die Zeit! Und wie wunderſam!“ fuhr er fort, während es faſt wie ein Hauch von Gefühl aus ſeiner harten Stimme klang, „wie wunderſam! — Ich finde Dich, meinen Bruder, ein jung, friſch, ritterlich Blut, damit ändert ſich Alles! — Ha, welche Seligkeit, nun zuſammen das Werk der Rache zu vollführen! welche Seligkeit, hier dieſes verfluchte Geſchlecht zuſammen in den Staub zu treten, von der Erde zu vertilgen — und dann frei, reich und mächtig in der Ferne ein ſtolzes Herrengeſchlecht zu gründen, das — —“

„Haltet ein!“ rief Wolf erſchreckt. „Nimmer vermag ich meinen Glauben zu verleugnen — niemals werde ich das Schwert gegen meine Glaubensgenoſſen ziehen!“

„Thörichter Knabe — wer verlangt das? — meinſt

Du, diese Schlächterei werde um des Glaubens willen geführt? — Ha ha! — Gehe hin und lerne die Menschen kennen, wie ich sie kenne! Blutgierige Wölfe oder feige Hunde sind sie alle — alle! — Fluch über das ganze erbärmliche Geschlecht! Doch nein! Mir war ja das Glück hold, und nun habe ich auch noch Dich, einen Bruder und Erben! — Habe ich erst meine Rache vollendet, hat sich mein Stahl vom Blut des Verhaßten gerötet, habe ich Burg, Stadt — das ganze Thal in Flammen gesehen — dann — ja, dann soll auch für mich ein neues Leben beginnen — durch Dich!"

Wolf war aufgesprungen und rief: „Höre ich recht? — Auf völlige Vernichtung des ganzen Geschlechtes habt Ihr es abgesehen? selbst die unschuldigen Bürger und Bauern wollt Ihr für das erlittene Unrecht büßen lassen?"

„Unschuldig?" lachte der Graf wild auf. „Unschuldig? Himmel und Hölle! wer war mir in jenen grausigen Fluchttagen und Nächten am schärfsten auf den Hacken? wer waren meine grimmigsten Feinde und Verfolger? — Nicht die Reiter und Knechte des Herrn, sondern das Gesindel da unten aus Stadt und Dorf — meinesgleichen waren es, die den wunden, hungermatten Mann fast zu Tod hetzten!"

„Dürft Ihr ihnen das so hoch anrechnen, den armen, gedrängsteten, geplagten Leuten? — Nicht alle Menschen sind so muthig, so stolzen, freien Sinnes als Ihr! — Und wenn die Aermsten Elend und Jammer von den eignen Hütten halten wollten, was blieb ihnen, als sich gehorsam fügen in des Herrn hartes Gebot? — Nein! — nie und nimmer biete ich die Hand zu einer Verwüstung dieser Thä-

ler, die wir als unſere Heimath lieben müſſen, deren Bewohner unſresgleichen, viele uns blutbefreundet ſind!“

„Wohl — ſo bleibt mir die Arbeit allein!“ ſagte der Ritter finſter. „Merke Dir, ſeitdem ich von meinen Beichtkameraden, von meinen liebſten Freunden verfolgt wurde, wie ein Wolf — ſeitdem iſt mein Herz zu Stein geworden. Erbarmen kenne ich nicht — Rache und Strafe, das iſt meine Lebensluft. — Aber komm, laß uns ins Lager reiten, es wird ſpät!“

„Ihr werdet allein reiten!“ entgegnete Wolf mit zuckenden Lippen. „Euer Weſen verſtehe ich nicht, meine Gedanken paſſen ſchlecht zu den Euren — drum — —“

„Ho — was ſoll das?“ fuhr der Graf auf.

„Die grauſamen Rachepläne, die furchtbaren Entwürfe, mit denen Ihr Euch tragt, kann ich nie gutheißen, auch nicht durch ſtillſchweigendes Zuſehen billigen. Aus allen Kräften werde ich ſie zu verhindern ſtreben —

„Hoyo, Knabe! — hat Dich der Herr da drüben nun wirklich zu einer ſchweifwedelnden Hundeſeele dreſſirt? —“

„Eine Hundeſeele würde ſich ſchwerlich ſo kühn hervorwagen!“ lächelte Wolf. „Ihr kennt jetzt meinen Willen — und dürft glauben, er iſt nicht minder feſt, als der Eure. Iſt Euch etwas an meiner Perſon, an meiner Liebe gelegen — o wie gern möchte ich mich an Euren Hals werfen! — es iſt Euch der Weg gezeigt, wie Ihr mich auf ewig an Euch feſſeln könnt. Gebt Eure übertriebenen, unmenſchlichen Rachepläne auf — und ich will es Euch danken, ſo lange ich lebe!“

„Ho, Bube, reize mich nicht! — Hölle und Teufel, als ich damals im Vaterhaus Schutz ſuchte, und der Vater

bat mich mit gerungenen Händen, der Geschwister willen das Haus zu verlassen, trotzdem die Häscher schon an den Thüren lärmten — damals hob der wilde Teufel zuerst das Haupt in mir. War ich nicht auch ein Kind des Hauses, so gut, als ihr Anderen? hatte ich den Eltern nicht mehr genützt als ihr Alle? hatte mich nicht der Eifer für sie in's Unglück gestürzt? — Ha, nimm Dich in Acht, Knabe, daß ich mich nicht erinnere, wie mich auch Deinetwillen der Vater verstieß, mir Heimath, Vaterhaus und Geschwister zugleich nahm!"

Wolf stand erschüttert — jetzt verstand er ja den Abschiedsblick des Bruders. Theilnehmend ergriff er die Hand des Bruders und sagte leise: „Ich verstehe Euren Schmerz! — Glaubt mir, mächtig zieht mich mein Herz zu dem schwer geprüften Bruder, es drängt mich zu sühnen, daß Ihr auch meinetwillen erdulden mußtet. — Allein vor solchen unerhörten, grauenvollen Rachethaten, wie Ihr sie plant, schaudere ich zurück, nimmer kann ich daran Theil haben. — Ich meine ja nicht, daß Ihr ganz unverrichteter Sache abziehen sollt. Verheert die Höfe des Freiherrn, brecht seine Burgen — nur schont seinen Stammsitz, ihn selbst und seine Familie; vor allem aber, laßt nicht das unglückliche Volk Euren Zorn entgelten. Gerechter Gott, es ist ohnedies so furchtbar schwer heimgesucht!"

In des Grafen Gesicht zuckte es und seine Augen leuchteten wie Kohlen. „Du gedenkst auf die Burg zurückzukehren, wenn — —"

„Wenn Ihr auf Euren Plänen besteht?" — Gewiß! fiel ihm Wolf lebhaft in's Wort.

„Wenn ich aber von meiner Macht Gebrauch mache?"

brauſte der Ritter auf. „Wie dann, wenn ich Dich mit Gewalt in's Lager führe?“

„Das werdet Ihr nicht!“ entgegnete Wolf und blickte dem Ritter feſt in's Auge.“ „Ihr würdet damit nur Euren einzigen Bruder für immer verlieren und um einen Feind reicher werden!“ —

„Die Art iſt gut!“ knirſchte der Ritter. „Und doch — ſoll ich mir von dem Knaben Trotz bieten laſſen?“ — — Heftig zwirbelte er den rieſigen Schnauzbart, und ſeine kleinen Augen funkelten unheimlich. Plötzlich ſagte er: „Wohlan denn — habe ich dieſer Stunde ſo lange geharrt, werde ich einen kleinen Aufſchub wohl auch ertragen! Vierundzwanzig Stunden gebe ich Dir Bedenkzeit. Morgen um dieſe Stunde wird Dich mein vertrauter Diener im Burgwald erwarten, ihm gib Beſcheid. — Bedenke wohl, was Du thuſt, Knabe! — Vergiß nicht, daß Dir ein wetterharter, grauer Kriegsmann gegenüber ſteht, für den es keine Bedenken, keine Rückſichten mehr gibt. — Du haſt mir ſonderbar das Herz bewegt, ich leugne das nicht — aber merke: von einem flaumbärtigen Knaben, und wäre es ſein Bruder, läßt ſich Peter Faber ſeine Abſichten nicht kreuzen. Ich will nicht verlangen, daß Du mir die Sache vollenden hilfſt; Du ſollſt Deine Hände rein halten — aber auch nicht hindern und ſtören ſollſt Du mich in der Ausführung meines Lebenszieles. — Wähle! — Treffe ich Dich in den Reihen meiner Feinde, theilſt Du ihr Loos! Morgen um dieſe Stunde im Burgwald!“

Ein Hornſtoß rief die Panzerreiter herbei — wuchtig ſchwang ſich der Graf in den Sattel und jagte davon.

Wolf nagte an den Lippen. Grauſam war ſein Herz

zerriſſen. Sein Blut brauſte durch die Adern, ſein ganzes Weſen drängte ihn, dem Bruder zu folgen, theilzunehmen an dem Werk der Strafe und Rache. Dagegen ſtemmte ſich ſein Herz, ein wilder Schmerz zerriß ſeine Seele, als er des einſamen, verzweifelnden Mädchens auf der Burg gedachte. — Knirſchend warf er ſich endlich auf ſein Roß; längſt ſchon erwarteten ihn ſeine Freunde auf dem beſtimmten Sammelplatz — ohne ſich um den fehlenden Vogt und ſeine Cumpane zu kümmern, ritt er langſam durch die tiefdunkle, regendrohende Nacht heim.

Seine Unruhe würde noch größer geweſen ſein, hätte er gewußt, daß der Vogt mit zweien ſeiner Geſellen ſein wunderliches Zuſammentreffen mit dem fremden Kriegsoberſten von Anfang bis Ende beobachtet hatte und lange, lange mit dem Junker in ernſter Berathung zuſammenſaß.

5.

„Mehr konnte ich nicht erlauſchen, die verdammten Patrouillen der Panzerreiter waren allzunahe — ich denke, es iſt das genug. Wolfs Verrath iſt bewieſen!“ ſchloß Kunold ſeinen Bericht.

„Mord und Weltbrand!“ fuhr der Junker auf und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, als der Ritter nicht ſogleich antwortete. Weiter kam er auch diesmal nicht, mit einem finſtern Seitenblick ſagte der Ritter: „Ich dächte, es wäre endlich Zeit, daß Ihr das Gebaren eines Landsknechts ablegt — Ich ſagte Euch geſtern ſchon, meine Burg iſt kein Feldlager! — Und Du glaubſt wirklich, Kunold, daß es die Feinde diesmal ernſtlich auf die Schaumburg abgeſehen haben?“

„Könnt Ihr nach den gestrigen Vorgängen zweifeln?“

Der Ritter strich seinen Knebelbart. „Verflucht! — Und Du glaubst wirklich, daß Wolf die Burg verrathen könnte?“

Kunold lachte rauh auf: „Habt Ihr etwa auf große Dankbarkeit bei dem Burschen gerechnet?“

Der Ritter wendete sich heftig ab; plötzlich fuhr er auf: „Ho Bursch — warst Du es nicht, der gestern einen ganz andern Verdacht in mir erregte? — Sprich, wie soll ich beide Beschuldigungen zusammenreimen? — Sprich!“ brauste er im steigenden Zorn auf; „sprich — und hüte Dich, daß ich Dich nicht auf falschen Wegen ertappe!“

Kunold veränderte keine Miene. „Kann ich dem Menschen ins Herz sehen?“ rief er. „Weiß ich, ob der Haß oder die Liebe in ihm mächtiger ist? Und überdem“ — damit trat er einen Schritt näher und sein Gesicht verzog sich zu einem tückischen Grinsen — „weiß ich, was er mit dem Obersten verhandelte? welche Pläne er mit seiner Hülfe ins Werk zu setzen gedenkt?“

Diesmal konnte der Junker ungestört fluchen und lärmen, denn der Freiherr war bleich zurückgefahren. „Gottes Tod! was sinnt Ihr noch?“ schrie Herr Heinz, der bereits all zu tief in den Becher geguckt und die gestrigen Verabredungen mit seinem Kumpan völlig vergessen hatte. „Himmel und Hölle! bin nicht gewohnt, mit Verräthern und Spionengesindel viel Umstände zu machen! — An den Galgen mit dem Hund! Mordblei! — an den Galgen sag ich!“

Der Ritter schaute durch das schmale, mit farbigem Glas geschmückte Fenster ins Freie. Ohne sich umzukehren

befahl er barſch: „Ins Eiſen mit dem Buben — ihm ſoll werden, was ihm gebührt!“

Kunold warf dem Junker böſe Blicke zu, die dieſer aber nicht bemerkte, ſintemal er ſich in eine gründliche Unterſuchung des Weinkruges vertiefte. Verdroſſen begann der Alte: „Halten zu Gnaden, geſtrenger Herr — habt Ihr auch bedacht, welche Folgen daraus entſtehen können, ſo Ihr jetzt ſchon dem Buben ſein Recht gebt? Wer wird an ſeine Verrätherei glauben? — Die ganze Burg kennt meine Feindſchaft gegen den heilloſen Knaben, wird mein und meiner Freunde Zeugniß Glauben finden? — Bedenkt ferner, die Beſtürzung unter den Mannen iſt groß, ſeit ſich das Gerücht verbreitet, der fremde Kriegsoberſt ſei Niemand anders als der wilde Peter Faber, der gekommen, alte Schmach zu rächen!“

„Eben darum muß der Bube unſchädlich gemacht werden!“ fuhr der Ritter heftig heraus.

„Nicht doch! — nicht doch!“ fiel der Alte drein, während ihn der Junker mit verglaſten Augen verwundert anſtarrte. „Vergeßt ihr, daß der Bube das werthvollſte Unterpfand Eurer Sicherheit, wenn wirklich der wilde Peter vor den Thoren lauert? — Und daß der Kriegsoberſte, den ich geſtern geſehen, Wolfs Bruder, darauf ſetze ich meinen Kopf zum Pfand. Das iſts nicht allein. So lange Wolf frei in der Burg umhergeht, fühlt ſich die Mannſchaft ſicher, ſieht getroſt und zuverſichtlich dem Anſturm der Feinde entgegen, reißt dagegen Wolf aus ihrer Mitte, dann ſehet zu, was geſchieht!“

Der Junker lallte: „Mordbrand und Weltblei!“ Der Ritter ging heftig auf und ab. „Wie aber,“ ziſchte er

durch die Zähne, wenn der Bube ein Verräther — soll ich ihn ungestört seine ruchlosen Pläne vollenden lassen?"

„Ei, Herr, wer sagt das? — Traut Ihr meiner Vorsicht so wenig? — Laßt dem Schurken Zeit, gebt ihm scheinbar Raum zur Ausführung seines Bubenstückes — und meine Sorge sei es, zu rechter Zeit dazwischen zu treten, Euch einen entlarvten Verräther zu überliefern. — Laßt ihn hinab in den Burgwald zum harrenden Feind, ich bring ihn Euch wieder — und dann, dann Herr, brauchts keines Gerichtes — die Mannen selber zerreißen den Verräther!"

Die Lippen nagend ging der Ritter heftig auf und ab; endlich unterbrach er das Fluchen und Lärmen des Junkers: „Ein gefährlich, gewagt Spiel! — Darf ich das Schicksal der Burg, meines Geschlechts von einem Zufall abhängig machen? Jetzt habe ich den Buben — hat er erst die Burg verlassen, kommen tausend feindliche Mächte ins Spiel, denen ich machtlos gegenüberstehe. — Und doch — wenn es gelänge, den Verräther zu entlarven — ha, die Wuth der Burgmannen würde zum Sporn ihrer Tapferkeit und Ausdauer, und er — er bliebe immer als Geisel in meinen Händen. — Was thun? — — Still, Kunold, ich weiß, was Du sagen willst! — Mags drum sein, Dein Vorschlag soll gelten — aber mit Deinem Kopf stehst Du mir dafür, daß Du einen überführten Verräther in die Burg zurückbringst. — Geh, triff Deine Maßregeln — Du weißt, viel hängt von Deiner Treue und Klugheit ab! — geh!"

Der Ritter ging in Gedanken verloren auf und ab; der Junker, dem die Stille im Gemach unheimlich ward,

da der Weinkrug trotz alles Schüttelns keinen Tropfen mehr herausgab, hielt es an der Zeit, ſeiner eigenen Angelegenheiten zu gedenken. „He, Gottesdonner, Vetter,“ hob er an, „mit dem Hansnarren wären wir fertig — wie ſtets aber mit meinem Bäschen? Geſtern ſchon ſollte ich den Brautkuß von ihrem Marzipanmäulchen empfangen — und, Gott ſtraf mich, ich ſeh noch immer keine Anſtalten treffen, als ſollte es nun endlich ernſt werden mit der Verlobung! — Ich bin ein guter Kerl, beim Teufel, aber nun iſts mit meiner Geduld auch zu Ende! Gottes Tod! ſoll ich mich von einem Mägdlein nasführen laſſen? — Ich ſag Euch, Mann, zur Stunde noch will ich Entſcheidung!“

„Und liegt es allein an uns, daß ſich die Verlobung immer wieder verzögert?“ ſagte der Ritter mit Hohn und Verachtung. „Oder getraut Ihr Euch wirklich in Eurem jetzigen Zuſtand vor meine Tochter zu treten und um ſie zu werben? — Nehmt Euch zuſammen, Junker, treibt es nicht zu toll,“ fuhr er drohend fort, „noch ſeid Ihr nicht mein Eidam; bedenkt, ein verdorbener Landsknecht taugt nicht zum Herrn auf dem Schaumberg, ſelbſt wenn er ſeinen Namen trägt!“

Mit weit aufgeriſſenen, glanzloſen Augen ſtarrte Heinz dem Burgherrn nach, der raſch das Gemach verließ. Schwer zornig drehte er ſeinen Schnauzbart, da er aber Niemand hatte, an dem er ſeinen Grimm auslaſſen konnte, ſo füllte er das Zimmer mit Mordblei und Weltbränden — bis ihm endlich die Augen zufielen und er ſanft entſchlief.

Eine gedrückte, ängstliche Stille herrschte in der Burg; eilfertig huschten die Bewohner an einander vorüber, selten daß sich da und dort eine Gruppe zusammenfand, die gemeinschaftlichen Sorgen und Befürchtungen auszutauschen. Zu dieser gedrückten Stimmung mochte allerdings auch das Wetter viel beitragen. Tief gehende, graue Regenwolken deckten den Himmel und verwandelten das fröhliche Licht des Tages in graue Dämmerung; dazu lag eine drückende Schwüle auf der Erde, kein Lüftchen regte sich, nur dann und wann erhob sich ein dumpfes, hohles Brausen, und dieses Vorzeichen eines nahenden Sturmes vermehrte das heimliche Grauen.

Wie ein Alp lag das Gerücht auf allen Gemüthern, der wilde Peter sei gekommen, seine einstige Verfolgung zu strafen und zu rächen. Kunold hatte nicht zu viel gesagt, Wolf war der Trost der Zagenden, seine Anwesenheit war ja eine Bürgschaft, daß es nicht zum Schlimmsten kommen werde. War auch dem „wilden Peter", wie man ihn noch von früher her tannte, viel zuzutrauen — daß er des eignen, noch dazu einzigen Bruders nicht schonen werde, das glaubte doch Niemand.

Aber freilich, Wolf selbst gab wenig Anlaß zu solcher Hoffnung; finster und wortkarg ging der sonst so frische, frohgemuthe Jüngling herum; mit peinlicher Gewissenhaftigkeit erfüllte er seinen Dienst, sowie er aber frei war, zog er sich in die Einsamkeit zurück, jede Störung reizte ihn zum Zorn. Die Burgmannen schüttelten die Köpfe, Kunold aber jubelte innerlich.

* * *

An der weiteren Ausführung wurde Schaumberger durch den Tod verhindert; um den Leser mit dem Schluß bekannt zu machen, geben wir die Vollendung des Drama's, wie es Schaumberger den Seinen skizzenhaft mitgetheilt.

* * *

Wolf hat am nächsten Tage eine ungehinderte Zusammenkunft mit seinem Bruder, bei der er ihm sagt, daß er sich um keinen Preis zu dem Vertilgungswerk hergebe. Mit lauten Verwünschungen und Drohungen gegen den Burgherrn verläßt Peter Faber den Bruder. Dieselbe Unterredung hatte der Lauscher Kunold gehört und nimmt nun den Verrath Wolfs als ausgemachte Thatsache, kehrt schleunigst, vor dem in trübes Sinnen versunkenen Wolf, nach der Burg zurück und theilt dem Junker und dem Burgherrn alles mit. Der endlich heimgekehrte Wolf erzwingt mit Gewalt Zugang zu dem Zimmer Clara's und macht ihr die drohende Gefahr bekannt. Dort treffen ihn noch der Junker und ihr Vater und letzterer ersticht ihn. Clara ist außer sich und leidet nicht, daß man die Leiche aus ihrem Zimmer entfernt; der Junker ist befriedigt; dem Ritter kommt eine Ahnung vorschneller Handlung, da eben die ausgestellten Wachen heranziehende Feinde verkündigen. — Es ist Peter Faber, der einen Sturm auf die Burg beginnt. Bei schrecklichem Kampf wird der Ritter zum Tod verwundet und in Clara's Zimmer gebracht. Kurz darauf dringen die Feinde in die Burg. Peter Faber findet seinen todten Bruder und Clara trostlos neben ihm knieend. Wie er erfährt, auf welche Art Wolf seinen Tod gefunden, bricht er in die Worte aus: „Auch das noch! Auch das Herz meines Bruders habt Ihr mir gestohlen!" Er will dem Ritter das

Schwert durch den Leib ſtoßen, allein er ſieht ſeine Entkräftung durch die Verwundung und überläßt ihm, mit Gewiſſensbiſſen zu ſterben. Er läßt Wolf, Clara und den Ritter hinunter in das Dorf, nach Ehnes, bringen und befiehlt ſeinen Leuten, die Burg in die Luft zu ſprengen. Es geſchieht, und an das halbzerſchellte Burgthor ſchreibt Peter Faber mit Kohle: „Hätteſt Du meinen Bruder nicht erſtochen, hätte ich Deine Burg nicht gebrochen. Peter Faber aus Bachfeld.“ Darauf zieht er ruhig von dannen, ohne die umliegenden Dörfer zu beſchädigen. —

Der Junker findet mit allen Burgmannen ſeinen Tod bei der Sprengung des Schloſſes.

Clara hat ihr Aſyl in Ehnes aufgeſchlagen; ſie wohnte dort in einem kleinen Schloſſe und ward die Mutter und Wohlthäterin der Armen. Doch konnte ihre zarte Natur den Schmerz um den Tod des Geliebten nicht auf lange Zeit ertragen. Nach zehn Jahren, an einem ſchönen Frühlingsſonntag, eben als die Glocken zum Gottesdienſt läuteten, endete ein ruhiger Tod das Leben Clara's, welches ſeit Jahren den Keim des Todes in ſich trug, und durch Schwindſucht unzählige Leiden in Folge hatte, umgeben von ihren Armen und Schützlingen.

Gedichte.

1.

Warum ich's liebe?

Dort ſteh ich und ſchaue in's Thal,
Ins grüne Thal hinab.
Dort ſtand ich ſchon viel', viele Mal
Und ſchaue doch wieder hinab.

Da unten im tiefen Grund,
Da liegt ein Dörfchen ſo traut
Gar klein, doch mir iſt's immer
Ich hätte nichts Schön'res geſchaut.

Und fragſt Du, warum ich es liebe?
So ſchaue mit mir hinab.
Dort neben jener Kirche
Seh ich ein theures Grab.

Es iſt nicht groß und prächtig,
Es ziert's kein Marmelſtein,
Es ruht ja nur da rinnen
Mein trautes Mütterlein.

Die Welt hat ſie vergeſſen,
Doch ich vergeß ſie nicht
Ich werde ihrer denken
Bis mir das Herz einſt bricht.

O Mutter, gute Mutter
Dort in dem kühlen Grab
Du haſt mich hier gelaſſen,
Dich ſenkte man hinab.

Ich war noch klein und weinte
Mit anderen hinab.
Jetzt bin ich groß und weine
Gar einſam auf Dein Grab.

Doch nein, nicht einſam wein' ich
Die Vöglein ſeh ich ja,
Sie ſitzen auf den Bäumen,
Sie ſingen ſo traurig da.

Dort ſetzt ſich ein's auf's Kreuzchen
Das auf dem Grabe ſteht,
Es ſingt ſo leis und klagend,
Daß mir's durch's Herze geht.

Die Bäume rauſchen leiſe,
Die Unruh tickt im Thurm,
Es wechſeln Herbſt und Sommer,
Es brauſt vorbei der Sturm.

Du Mütterlein da unten
Du haſt nun lang ſchon Ruh
O! deckte mich auch balde
Die kühle Erde zu.

Du fragſt noch, warum ich es liebe?
Dort unten, dort finde ich Ruh
Dort deckt mich neben der Mutter
Die Erde einſt auch zu.

2.

Das arme Kind.

Dort liegt ein Kind auf hartem Stein,
Es liegt verlaſſen und allein.
Es hat die Aeuglein feſt geſchloſſen
Aus denen Thränen erſt gefloſſen.

Ein Thränlein ſteht ihm noch im Aug',
Es trocknets ſanft des Windes Hauch.
O ſeht, wie ſeine Lippen beben
Im Schlaf ſich noch die Seufzer heben.

O ſeht das Kind, wie iſt's ſo bleich,
Wie muß es ſein an Elend reich! — —
Zum Elend iſt es auserkoren
Die Mutter hat es ja verloren.

Sie iſt von ihrem Kinde weit
Und kennet nicht einmal ſein Leid!
O, ſähſt Du jetzt das Aug' geſchloſſen
Aus welchem Thränen erſt gefloſſen.

Du müßteſt fliehen Deine Luft
Und weinend ziehn an Deine Bruſt
Das Kind, das dort ſo ganz alleine
Verlaſſen liegt auf hartem Steine.

3.

Abendlied.

Dort ſchimmern ſchon die Sterne
Herüber aus der Ferne
Mit ihrem ſüßen Schein!
Und durch der Zweige Gitter
Des Mondenlichts Gezitter
Fällt freundlich mild zu mir herein.

Der Brunnen murmelt leiſe
Die liebe alte Weiſe
Die Bäume rauſchen dort.
Die Blumen ſtreuen Düfte
Empor in alle Lüfte
Die Käfer ſchwirren ſummend fort.

Und überall herrſcht Frieden
Nur mich hat er gemieden
Ich finde nirgends Ruh.
Mein Herz klopft ängſtlich bange
Wie lange, o wie lange
Soll ich noch kämpfen immer zu?

4.

Entſchluß.

Ich habe ein Mädchen geliebt.
Gar innig, gar treu, gar rein.
Sie war mein Gedanke, mein Lied,
Mein Denken, mein Sinnen mein Sein.

In ihr nur fand ich mein Glück,
Tod wurde mir Trennung von ihr,
Ein einziger liebender Blick
Als Himmelsglanz leuchet' er mir.

Und ſank ſie mir gar in den Arm,
Und drückt ich ſie feſt an mein Herz,
Wie ward mir's im Innern ſo warm,
Wie pocht es vor liebendem Schmerz.

Und ſchwur ſie mir ewige Treu
Und blickte ſo herzig mich an:
O! wer beſchreibt wohl das Glück?
O! kaum kann ich denken daran.

Und ſinn ich noch manchmal zurück
An jene glückliche Zeit,
So werden die Augen mir feucht
Vor gar zu großem Leid.

Mein Liebchen, die liebt einen Andern
Und gab ihm auch ihre Hand,
Ich aber ward vergeſſen
Blieb einſam im ſtillen Land.

Die Erinnerung an jene Tage
Die iſt allein mir geblieben
Und der Entſchluß, nie wieder
So treu wie damals zu lieben.

5.

(Fraglich, ob von Schaumberger.)

O, wenn in unſrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Wenn ſich des Tages Sonnenhelle
Von unſrer müden Erde trennt,
Wenn Ruhe herrſcht auf unſern Auen
Und ſtill es wird auf Flur und Welt —
Dann iſt die rechte Zeit zum Bauen
An unſerm innern Geiſtesfeld.
Dann ſtört uns nicht der Welt Getümmel,
Der Arbeit, die nach Nahrung ringt
Denn über jenes bunt Gewimmel
Der Mahngott ſeinen Scepter ſchwingt.
Sie ruhen aus von ihrem Kummer
Und ſammeln Kraft zum neuen Streit,
Nur unſer Auge flieht der Schlummer,
Jetzt wird uns erſt die Seele weit.
Wir bringen in das Reich der Geiſter
Mit heil'gen Wonneſchauern ein,
Wir glauben mit dem größten Meiſter
Im Geiſte ja vereint zu ſein.
Dann wird's in unſerm Buſen helle
Des Herzens Drang wird dann geſtillt,
Wir finden ja des Lebens Quelle,
D'raus Wahrheit uns entgegen quillt

Dann fühlen wir der Gottheit Wehen,
Der Geist des Lichtes ist uns nah,
Was wir sonst fühlten ist ein Sehen,
Was wir nur ahnten, jetzt ist's da.
Und wenn wir so nach Wahrheit ringen,
Die in der ganzen Schöpfung webt
So werden wir auch tiefer dringen
In das, was in uns selber lebt.
Wenn wir mit redlich ernstem Streben
Ergründen unser eignes Sein,
Dann wird's uns möglich, unser Leben
Dem Guten, Edlen nur zu weihn.
Dann mögen Stürme immer brausen
Dahin auf unsrer Lebensbahn,
Es ficht ihr wildes, drohend Sausen
Nie feste Charaktere an.
Sie mögen beugen bis zur Erde,
Doch brechen können sie uns nicht,
In unsrer Brust liegt ja das Werde
Das wieder hebt empor zum Licht!
Und mag das Schicksal uns zerschlagen
Das beste, schönste Erdenglück
Wir werden frisch aufs Neue wagen
Mit unverzagtem, muthgen Blick.
Dann finden wir auch Kraft im Leide
Wenn eine Herzenswunde brennt,
Wir finden Muth zum neuen Streite
Im Herzen, das sich selber kennt.

6.

Berg und Fluren grünen
Blümchen nicken traut
Nur mein mattes Auge
Nichts von allem schaut.

Vöglein jubiliren
Durch den grünen Haag,
Meiner Bruſt entſteiget
Nur ein ſchmerzlich: ach!

Einſam öd' und ſtille
Iſt es rings um mich;
O Du Ungetreue,
Weil ich denk an Dich.

Vöglein ſind entflohen,
Blumen ſind verblüht,
In der Stürme Toſen
Tönet jetzt mein Lied.

Decket, finſtre Schollen
Zu mein altes Leid,
Fliehet finſtre Geiſter,
Fliehet, fliehet weit.

Und ich ſeh' ſie fliehen,
Frei iſt nun die Bruſt,
Durch die Adern rinnet
Mir auf's Neu' die Luſt.

Schon ahn ich künft'ge Freuden
Und wag's zu hoffen kaum —
Ach, gar zu finſter, trübe
War dieſer ſchwere Traum.

7.

Mein Herz iſt ſtill und traurig
Entflohen jede Luſt,
Es tobt und wühlet ſchaurig
Der Schmerz in meiner Bruſt.

Sie hatte mir geſchworen
Ich bin auf ewig Dein!
Ach, nun iſt ſie verloren,
Ein andrer nennt ſie ſein.

Und wie die Zeit vergehet,
Entfliehet auch die Luſt
Und mit dem Wind verwehet
Der Schmerz aus unſrer Bruſt.

Die Wunden ſind vernarbet
So leidlich find' ich Ruh!
Jedoch das Herz es darbet;
Ach Herz, wann ſchweigeſt Du?

8.

Meine Blumen.

In meinem Pult bewahr ich mir
Gar manche längſt verwelkte Blüthen,
Dabei liegt manches Blatt Papier,
Als wollt es jene Blümchen hüten.

Die Blätter ſind wohl alt, beſtaubt;
Doch werth ſind ſie mir ſtets geblieben —
Denn was das Schickſal mir geraubt,
Ich hab's mit Seufzen drauf geſchrieben.

Und ſah ich ſonſt die Blätter dort,
So hat mich Wehmuth oft umſchlungen.
Es barg ja dieſer ſtille Ort
Nur finſtere Erinnerungen.

Doch ſind ſie alle nun gefloh'n
Seitdem drin ſchlummern jene Blüthen.
Sie lindern nun des Schickſals Hohn,
Sie tröſten in der Stürme Wüthen.

Die Blümchen ſprechen a von ihr,
Die meines Lebens Luſt und Wonne,
Die wieder gab den Frieden mir
Und meinen Blick gelenkt zur Sonne.

Die Roſ' hab' heimlich ich entwandt
Der Holden, die ich kaum geſehn.
Und ob ich ſie gleich nie gekannt —
„Ich lieb' ſie!" muß mein Herz geſtehn.

Das kleine, blaue Sträußlein dort
— Es ſind verdorrete Cyanen —
Führt mich an einen andern Ort.
Erinnert mich mit leiſem Mahnen:

Wie dann, beim erſten Wiederſehn —
Als ich gelauſcht dem ſüßen Munde —
Mein Herz durchzog ein heilig Wehn
Und tiefer ward des Herzens Wunde. —

— So träumt noch manches Blümlein dort,
Und jedes macht mir Luſt und Schmerzen,
Sie mahnen ja an jedes Wort
Und rufen wach ihr Bild im Herzen.

Doch keines ſpricht: „Vergißmeinnicht!"
„Ich liebe Dich!" kann keins mir ſagen!
Denn ach! mein ſüßes Lebenslicht
Bleibt ſtumm auf alle meine Fragen.

Doch bleibſt Du mir auch ewig fern,
Und theilſt Du niemals mein Empfinden —
Du bleibſt doch meines Lebens Stern —
Wirſt niemals meinem Blick entſchwinden.

Drum ſind die dunklen Schatten fort,
Die meine Seele hart umkettet,
Seitdem die Blümlein ſchlummern dort,
Die ich von Dir, o Lieb! gerettet.

9.

Geburtstagsgedicht.

(Fraglich, ob von Schaumberger.)

Ich würde gern mit vollen Händen
Zum frohen Feste Gaben ſpenden —
Allein ich kann nur Wünſche bringen! —
Wer weiß, ob die mir nur gelingen.
Doch ſollte ich denn gar nichts finden,
Das ich Dir könnte bringen dar? — —
Ich hab's! — Es iſt ſehr einfach zwar! —
Ich werde Dir ein Sträußlein winden!
Es wird nicht groß, nicht prächtig ſein —
Vier Blümlein nur, wind' ich hinein!

Das erſte Blümchen, das ich meine,
Das iſt Dein liebes Ebenbild —
Wie Du ſo ernſt, wie Du ſo mild —
Blüht es verborgen ſtill am Raine!

Es lockt uns nicht durch Farbenprangen,
Ein Stückchen Himmel iſt ſein Kleid,
Doch ſtreut es ſüße Düfte weit
Und nimmt dadurch das Herz gefangen.

Und weil ich's liebe ſtets ſo innig,
So flecht ich's in das Sträußchen ein,
Das Veilchen wird willkommen ſein
Es mahnt an Treue ja ſo ſinnig.

Auch eine Roſe iſt gefunden
D'raus ſüßer Duft entgegenquillt
Und weil ſie iſt der Liebe Bild
So wird ſie in den Strauß gewunden.

Damit ſich auch die Farben heben
So wähle ich das Immergrün!
So ſoll ja auch die Hoffnung glühn
Im finſtern, armen Erdenleben.

Ein Blümlein bring ich noch zuletzt,
Das wird von Vielen hochgeſchätzt,
Und was der ſcheue Mund nicht wagt,
Das kleine Blümchen keck es ſagt,
Du fragſt mich, wie das Blümlein ſpricht?
So höre denn — Vergißmeinnicht!

10.

Seit Du geſchieden
Mein Lieb, mein Herz,
Blieb Jammer und Sehnſucht
Und herber Schmerz.

Die Welt iſt ſo öde,
Mein Herz iſt ſo leer,
Mich treibt die Sehnſucht
Ruh'los umher.

Du Engel, Du fehlſt mir,
Wohin ich auch ſeh,
Vor Thränen und Sehnſucht
Ich faſt vergeh.

O Tod, ach was ſäumſt Du
Was harreſt Du lang'?
O kennteſt Du Sehnſucht!
Du ſtilleſt den Drang,

Und löſteſt die Bande
Des Lebens mir auf,
Von Sehnſucht beflügelt
Schwäng ich mich hinauf.

Und muß ich noch leben,
So leb ich blos Dir,
Und Sehnſucht glüht ewig
Im Herzen mir.

Will tragen das Leben
Dem Kinde zu lieb,
Das einzig allein noch
Von Dir mir blieb.

Du haſt mir's vertrauet
Als theures Gut,
Ich will es halten
In treuer Hut.

Und will es leiten
Stets himmelan,
Ich will ihm ebnen
Des Lebens Bahn.

Und iſt durchkämpft
Dieſe Zeitlichkeit —
Wir ſehen uns wieder
In Ewigkeit.

11.

Klage.

Mein Herz ſei ſtille
Und trage,
Des Himmels Wille
Iſt, klage.

Ja, Du darfſt klagen,
Mein Herze,
Den Himmel fragen
Im Schmerze,

Warum ſo ſchwer Du
Geſchlagen,
Daß kaum es iſt zu
Ertragen?

Warum genommen
Dein Frieden?
Dein Glück zerronnen
Hienieden?

Warum Dein Liebſtes
Mußt' ſcheiden?
Dir nichts geblieben
Als Leiden?

O Herz, ſei ſtille
Und trage!
Des Himmels Wille
Iſt, klage.

12.

Friedhofsempfindungen.

Kehr ein o Menſch, mit Sinnen
Kehr oft im Friedhof ein,
Kannſt Frieden dort gewinnen
Die Seele wird Dir rein.

Laß weltliche Gedanken,
Den ird'ſchen Sinn laß fort,
Erinn'rung laſſe ranken
Sich auf im Herzen dort.

Gedenke Deiner Lieben,
Die ſtille ruhen hier,
Ermiß, was Dir geblieben,
Seit ſie geſtorben Dir.

Dann wirst Du erst erfahren,
Was Dir der Tod geraubt,
Was sie dereinst Dir waren,
Und Du doch kaum geglaubt.

Sie werden auferstehen
Vor Deinem Geist verklärt,
Es wird Dein Herz durchwehen
Gefühl von ihrem Werth.

Gedenken wirst mit Schmerzen
Du ihrer Liebe Gluth,
Wie Du am treuen Herzen
Dereinst so sanft geruht.

Dann hörst Du wieder klingen
Manch süß bekanntes Wort,
Und Dir im Herzen schwingen
Die trauten Klänge fort.

Und treue Augensterne,
Sie glänzen wieder licht,
Ruh'n liebend aus der Ferne
Auf Deinem Angesicht.

Ach, so wirst Du erfahren,
Was Dir der Tod geraubt,
Was Dir die Lieben waren,
Und Du doch kaum geglaubt.

Drum kehre ein, mit Sinnen
Kehr oft im Friedhof ein,
Kannst Wahrheit dort gewinnen,
Die Seele wird Dir rein.

13.

Mein Herz, verzage nicht.

Mein Herz, verzage nicht!
Laß Stürme brauſen, Wogen brüllen,
Laß' ſich in dunkle Todesnacht verhüllen
Des ſchönen Lebens hold erwärmend Licht —
Mein Herz, verzage nicht.

Sei ſtark in Dir und klar!
Laß Menſchen toben, Thoren ſchelten,
Den Trug laß ſiegen, Lügen gelten,
Verſchmäh'n was gut und rein und ewig wahr —
Sei ſtark in Dir und klar.

Bewahre Deine Ruh!
Laß' die Verläumdung auf ſich bäumen,
Laß' Haß und Zorn wild um Dich ſchäumen,
Vom Freund den Schmerzenspfeil Dir ſenden zu —
Bewahre Deine Ruh.

Mein Herz, erbebe nicht!
Laß' ſelbſt Dich zu den Todten werfen,
Laß' grimmen Neid die Waffen ſchärfen,
Vor denen ſelbſt der gute Name bricht —
Mein Herz — erzittre nicht!

Halt ſtill' und klage nicht!
Erheb' den Blick! In lichten Fernen
Hoch über jenen ſchönſten Sternen
Dort glänzt in ewger Klarheit höh'res Licht —
Drum ſtill und klage nicht.

Bekümmert Herz — hinauf!
Wie wenig Seelen iſt's beſchieden
Zu finden jenen ſel'gen Frieden,
Der nur in jenem Lichte dämmert auf —
Drum Herz, den Blick hinauf!

Sei fröhlich auch im Schmerz!
Ein Schimmer jener reinen Klarheit,
Ein Fünklein göttlich reiner Wahrheit
Hat gnädig Gott in Dich geſenket, Herz —
Drum fröhlich auch im Schmerz.

Blick auf mit Zuverſicht!
Du haſt bewahrt die heil'gen Flammen,
Du raffteſt alle Kraft zuſammen,
Daß Dich durchleuchte dieſes Götterlicht —
Blick auf mit Zuverſicht! —

Nun Herz, ſchwing Dich empor!
Bald haſt den Kampf Du überwunden
Und ſelgen Frieden nun gefunden —
Schon winkt der Freiheit glänzend' Thor —
Drum Herz, ſchwing Dich empor!

14.

Dem Vöglein im Käfig wirds Gitter zu eng,
Es möchte hinaus in die Weite
Es locket der Wald und die Haide.
Das Vöglein es flattert und zwitſchert ſo trüb:
„Du böſes Gefängniß die Freiheit mir gib
Laß frei mich, ſonſt muß ich hier ſterben!"

„Wie war ich ſo froh, als ich frei noch war,
Wie flohen ſo glücklich die Tage
Ich ſchwang mich durch Buſch und durch Haage!
Mit Singen ward Abend und Morgen gegrüßt
Und wenn dann der Frühling die Erde geküßt,
Dann hub ſich erſt fröhliches Singen."

„Nun ſpür ich nimmer die Mailüfte wehn,
Kann nimmer das Sonnenlicht ſchauen
Und nimmer die Wälder und Auen!
Ich bin ſo verlaſſen, ich bin ſo allein —
Die Sehnſucht gräbt tiefer in's Herze ſich ein —
O, wär ich doch endlich geſtorben!"

15.

Auf den Geburtstag

meines Schwiegervaters O. Bagge

den 4. Februar 1871.

Freudig begrüß ich den Tag, der Dich einſt dem Lichte gegeben
Dreimal glücklicher Mann! der Du, wie der Alte von Rodach,
Aus der Urne des Glück's ein großes Loos haſt gezogen,
Dem ein gütges Geſchick wohl Leiden nicht gänzlich erſparet,
— Ja, oft prüfte Dich's ſchwer, Du kenneſt die Schmerzen des Lebens,
Jetzt in befriedeter Ruh erfreuſt Du Dich ſtill der Bewährung —
Doch in des Lebens Kranz flocht reichlich die ſüßeſten Freuden.

Ja, ich preiſe Dein Loos! Was Dichter begeiſtert beſungen,
Das nenneſt beglücket Du Dein! Wie dorten dem Pfarrer von Grünau
Steht Dir in Treuen zur Seit' die liebende, ſorgſame Hausfrau,
Leiſe waltend im Haus, daß keine Unruh Dich ſtöret,
Keine Verſtimmung Dir naht des kleinen alltäglichen Lebens.
Gern auch trüg ſie allein für Dich alle Sorgen und Mühen,
Nähm auf ſich jeden Dorn, die Blumen allein Dir vergönnend.

Wie in dem fröhlichen Elſaß, in Seſenheim dort in dem Pfarrhaus
Blühet um Dich ein Kranz anmuthiger, fröhlicher Töchter.
Schwankend irrt oft Dein Blick, im Zweifel, welcher von allen
Du den Vorzug gewährſt, ſo gleich ſind ſie Alle an Tugend,
Unſchuld und fröhlichem Muth, an Schönheit im doppelten Sinne.
Dein Haus auch ſchmücket wie jen's, der Gaſtlichkeit liebliche Tugend.
Oefter ſpricht ein Dir der Freund und ſtets iſt er herzlich willkommen,
Findet ein offenes Haus, — was köſtlicher iſt — offne Herzen.
Ganz ohne ängſtliche Haſt, die mehr bedrückt als erfreuet,
Geht alles ſtill ſeinen Gang, als ſei der Gaſt hier längſt heimiſch.
Hat er den Geiſt erfriſcht, im ernſten Geſpräch mit dem Hausherrn,
Heitert ſich auf ſein Gemüth im fröhlichen Scherz mit den Töchtern.
Wird's in der Stube zu eng, ſo findet im Garten er Schatten.
Machet die Ruhe ihn müd, erquickt ein gemeinſamer Ausgang
Durch die Wieſen und Au'n, auf der Berge hochragende Gipfel.

Kehren die Fröhl'chen zurück, hat Mütterlein ſorglich bereitet,
Was erquicket den Leib und erfreuet des Menſchen Gemüthe.
O, Du glückliches Haus, wer einmal gekommen, kehrt wieder,
Stets gedenket er Dein mit dankbar bewegetem Herzen.

Was geſungen von Grünau, von Seſenheim uns wird erzählet
Hat ein gütig Geſchick Dir überreichlich geſpendet.
Aber es gab Dir noch mehr!

Wie dort bei dem Alten von Rodach
Grüßten Dich bei der Geburt nicht eine der himmliſchen Muſen,
Mehrere ſtanden um Dich und jede gab köſtliche Gabe.
Göttin Urania, ſie gab Deinem Geiſte die Weihe
Eines höhern Berufs, den Drang und das Streben nach Wahrheit.
Lieblichen Zauber der Töne erſchloß Dein Gemüth Dir Euterpe
Machte auch frei der Harmonien wonnigen Wohllaut
Dir in der eigenen Bruſt, zum Quell der ſüßeſten Freuden.
Sie auch öffnet' Dein Aug' für Schönheit der Formen und Farben;
Gab Dir das feine Gefühl, das Schöne zu finden, zu faſſen.
Clio noch ſchärfte den Blick, das Menſchengeſchick zu ergründen,
In der Verwirrung des Lebens den Gottesgedanken zu finden,
In der Erſcheinungen Flucht das Bleibende, Ew'ge zu halten.

Reich und geſegnet fürwahr iſt Dein Leben nach innen und außen!
Nimmſt Du den Willen — Du kannſt getroſt die Blicke erheben!
Suchſt Du nach Thaten — erfüllt iſt ſo ſchön Dein Daſein von ihnen!
Heimiſch in Deinem Haus iſt die Kunſt, Du hüteſt die Edle
Treu, drum ſind Dir die Muſen geneigt und fördern Dein Streben.
Täglich erblüht Dir der Kranz Deiner Lieben voller und ſchöner,
Noch brach der Tod keine Knosp', entblättert' der Sturm keine Roſe.
O, ſo möge auch ſtets der Ew'ge Dich ſegnen; behüten,
Schirmen vor Noth und Gefahr Dich und Dein Haus, Deine Lieben!
— — O — was treibt mich mein Herz noch Alles Dir, Theurer zu wünſchen?
— — Deine Geduld iſt zu End, was ſoll ich noch länger Dich quälen.

Und ich ſeh' Deinen fragenden Blick: — was ſoll doch das alles?
— — — Nimm es nur freundlich auf! — ich konnte nichts Beſſeres geben.
Nimm's für ein Stammeln des Dank's für alles, was ich ſchon empfangen,
Als einen dürft'gen Beweis, daß ich das Glück weiß zu ſchätzen,
Das mir geworden durch Dich, in Deinem Haus ich gefunden,
Eine Verſicherung auch, daß treu ich bewahre im Herzen
All das Schöne, das Gute, das ich durch Dich hab gefunden.
Wardſt Freund nicht allein, nein mehr noch biſt Du mir geworden,
Selber weißt Du es nicht, was Du mir Großes erwieſen.
Hiermit ſage ich Dank! Ich danke Dir und den Deinen!
Und ich hab' eine Bitte: Sollte das Schickſal uns trennen
Früher als wir es wohl ahnen — bewahrt mir ein ſtilles Gedenken.*)

Freudig begrüß ich den Tag, der Dich einſt dem Lichte gegeben!
Möge er kehren noch oft und ſtets Dich finden beglückter,
Bis dann ein Dichter beſingt den ſiebzigſten frohen Geburtstag.

16.

Zu Lenchens Geburtstag.**)

Den frohen Tag, der Dich dem Licht gegeben,
Ich ſegne ſtill ihn in der Ferne!

*) Schaumberger ſpielt hier auf ſeine ſchon damals zerrüttete Geſundheit an, die einen nahen Tod vorausſetzen ließ. Trotzdem iſt es noch anders gekommen, als er ſich gedacht. O. Bagge (auch in weiteren Kreiſen namentlich unter dem Pſeudonym Joſ. Nordheim bekannter Volks-Schriftſteller) ſtarb im April 1873 am Herzſchlag, ſo daß er nicht einmal mehr an den Erfolgen ſeines Schwiegerſohnes Theil haben konnte. Aber dieſer beſchloß ja, wie den Leſern bekannt, kaum ein Jahr darauf, ſein hoffnungsvolles Daſein. Auch die würdige Pfarrfrau, von der Schaumberger redet, iſt nicht mehr unter den Lebenden, gewiß eine ſchwere Prüfung für die Hinterbliebenen, drei liebe Menſchen, dazu die Stützen zweier Familien in ſo kurzer Zeit verlieren zu müſſen.

**) Schaumberger's Gattin. Dieſes Gedicht ſandte ihr Sch. von Davos aus, wo er ſich zur Linderung ſeiner Krankheit aufhielt.

Wohl wär' ich nahe Dir ſo gerne —
Doch ſelten iſt ein Glück ja voll im Leben.

Ach Herz, es iſt ein ew'ges Mahnen: Lerne
Beſcheiden ſein im Wunſch und Streben!
Das Glück iſt Wenigen gegeben,
Rein findeſt Du es nie auf dieſem Sterne.

Dafür iſt uns gewiß, daß es das Herz erfreue,
Ein Bleibendes im ew'gen Fluß der Zeiten,
Was überdauert Noth und Tod und Scheiden.

Geliebte, ahneſt Du? — 's iſt Lieb und Treue,
Ich bete heut: Daß täglich ſich erneue,
Daß Lieb und Treue wachſe in uns Beiden.

17.

Nachtgruß an Lenchen.

In ſtiller Nacht ſitz ich allein
Und denke Dein, mein herzig Lieb.
Du ſchläfſt wohl in dem Kämmerlein
Mein ſchlummernd Kind zur Seit' Dir blieb.
Da regt die Sehnſucht ſich mit Macht,
In meines Herzens tiefſtem Grund,
O Lieb, mir iſt die Seele wund!
Ich ſeufz' empor zur Sternenpracht:
Gut Nacht, mein Lieb! mein Kind, gut Nacht.

Ihr ſchlummert ſüß, ich bin allein,
Allein mit meinem herben Weh!
Ich frage: warum muß es ſein,
Daß ich ſo ganz verlaſſen ſteh?
Und tröſtend blicken durch die Nacht
Die Sterne hell zu mir herein.
Wie ſänftigt mich ihr trauter Schein!
Ich rufe zu der Sternenwacht:
Gut Nacht, mein Lieb! mein Kind, gut Nacht!

Schlaft ſüß und ſanft im Sternenſchein,
Ich bin Euch nah, ob ich auch fern.
Es blickt zu Euch ins Kämmerlein
Für mich dort jener klare Stern,
Er hält gar treulich für mich Wacht,
Er glänzt ſo mild wie Liebesblick!
— Strahlt er nicht Deinen Blick zurück? —
Ich rufe leiſe durch die Nacht:
Gut Nacht, mein Lieb! mein Kind, gut Nacht!

18.

Ich ſaß am Bach mit Sinnen
Und ſah die Wellen rinnen
Dahin im ſtillen Zug;
Mit Blumen thät ich ſpielen,
Und wenn ſie achtlos fielen
Der Bach ſie ſchnell von dannen trug.

Sie tauchten auf und nieder,
Sie wogten hin und wieder,
Entſchwanden bald dem Blick.
Mein Herz, das ward nicht heiter,
Die Blümlein trieben weiter,
Ich aber, ach, ich blieb zurück.

Und wie die Wellen zogen
Mir die Gedanken flogen
Dahin — dahin — ſo weit!
Wohl zu der einzig Einen,
Der Holden und der Reinen,
Von der mich ſcheiden Raum und Zeit.

Die Blümlein möcht ich gerne
Ihr ſenden aus der Ferne
Als einen Liebesgruß.
Sie ſollten Ihr es ſagen,
Sie ſollten Ihr es klagen,
Wie ich um Sie mich härmen muß.

Doch wie die Wellen ziehen —
Ach — immer raſtlos fliehen
Sie weiter von Ihr fort!
Und ſtatt zu Ihr zu eilen —
Ach, ziehn ſie ſonder Weilen
Nach einem fernen, fremden Port.

Die weitere Ausführung ſollte ſein: Wie er in ſchwermüthiger Träumerei zurückdachte, wie wir einſt zuſammen an einem klaren Bächlein unſerer Heimath dahin wanderten; wie ich vielleicht eben jetzt an ſeinen Ufern ſitzen würde und, ſeiner gedenkend, Blumen hineinfallen ließe. Der Schluß ſollte uns den Troſt bringen, wie ſich unſere Blumen, wenn auch ſpät, dennoch im Rhein vereinen würden.

L. Sch.

19.

Die Frühlingslüfte wehen,
Die Welt iſt aufgewacht!
Man fühlt, ein neu Erſtehen,
Dringt rings hervor mit Macht.
Der Schnee, er muß von hinnen,
Wie trotzig er ſich ſtellt
Er muß von dannen rinnen,
In Wieſ' und Wald und Feld.
Die zarten Gräslein ſtrecken
Die Spitzen ſchon empor,
Und in den ſonn'gen Hecken
Schaun Blümlein hold hervor.
So klingt ein ringend Werden
Wohl durch die ganze Welt,
Nur mir iſt auf der Erden
Kein Frühling mehr beſtellt.
Beim Wehn der Frühlingslüfte
Denk ich an meine Noth.
Die ſüßen Frühlingsdüfte
Sie mahnen an den Tod.

---

20 a.

Zum Friedensfest 1871.

Wir ziehen heut mit frohem Sang
Zur Schule jetzt hinaus.
Wir rufen laut mit Jubelklang
Der Krieg ist endlich aus.

Der Friede kehret wieder ein
Nach langer trüber Zeit.
Wir lassen jetzt das Sorgen sein
Und treiben aus das Leid.
Weit, weit, weit, weit.
Hurrah, Hurrah hoch und der Friede ist da,
O freuet Euch von fern und nah,
Hurrah, Hurrah hoch, er ist da.

Ein Bäumchen tragen wir herum
Geziert mit Kranz und Band,
Das wollen zur Erinnerung
Wir pflanzen in das Land.
Als Friedensbaum woll'n wir es weihn,
Vertrau'n der Erde Schooß,
O, mög es wachsen und gedeihn
Und werden stark und groß,
Stark, groß, stark, groß.
Hurrah, Hurrah hoch und der Friede ist da,
O freuet Euch von fern und nah,
Hurrah, Hurrah hoch, er ist da.

---

20 b.

Declamation in Frage und Antwort.

Nun wollen wir aber heben an, was sich in diesen Tagen
In unserm lieben Vaterland hat Großes zugetragen.

In Frankreich, dort in dem Paris da ſaß Napoleon
Der ſann, wie er uns könnte bieten, recht argen Schimpf und Hohn.
Nun ſage mir, wie fing er's an?

Als wie ein rechter Thor!
Sein G'ſandter mußt nach Ems ſogleich zum König bringen vor,
Und dieſen ſo beſchimpfen dort, wie's nie geſchehn zuvor.
Doch ſag, was that der König jetzt?

Der wies dem Schuft die Thür
Und ging gleich nach Berlin zurück; er winkt, da brach herfür
Gerüſtet und ſchlagfertig gleich, das große deutſche Heer!
Und wälzte ſich nach Frankreich hin, zahllos wie Sand am Meer,
Nun ſage Du, wer ging noch mit?

Ganz Deutſchland wie ein Mann.
Die Preußen wieder vornen d'ran, die Badner, Baiern dann,
Auch Württemberg und Heſſen noch die blieben nicht zurück.
„All Deutſchland" hielt am Rheine Wacht, zu unſerm großen Glück.
Was ſagten die Franzoſen jetzt?

Dem Kaiſer ward's ganz ſchlecht.
Daß Württemberg und Baiern kam, das war ihm gar nicht recht.
Er kratzte ſich wohl hinterm Ohr, doch war es nur zu ſpät,
Vergeltung naht, er erntet jetzt, was Böſes er geſät.
Und wo begann das Gottesgericht?

Bei Weißenburg und Wörth!
Der Kronprinz ſchlug die Feinde dort, es war ganz unerhört!
Die Franzen führte Mac Mahon auf großem ſchwarzen Gaul,
Von dem war erſt ein arg Geſchrei und nun war alles faul!
Was ſingen denn die Deutſchen dort?

Ach, Turcos und Zephire
Und andre ſolche ſchwarze Brut — ein Deutſcher gleicht ihr'r viere.
Die ſahen wohl recht grimmig aus, als wie die wilden Katzen,
Doch Brüllen war ihr' größte Kunſt — und hinterliſtig kratzen!
Doch ſiegten wir alleine hier?

Saarbrücken wurde rein!
Prinz Friedrich Carl mit ſeinem Heer zog jetzt in Frankreich ein.
Am Zipfel hielt er den Bazaine, bei Metz, der ſchönen Stadt,
Er hält ihn feſt, bis er den Feind ringsum umgangen hat.
Was iſt vor Metz nun noch geſchehn?

Ach Gott, das muß ich klagen!
Es wurden vor der ſchönen Stadt drei Schlachten noch geſchlagen.
Das beſte Blut das Heldenblut, in Strömen iſt's gefloſſen.
Jedoch der Plan gelingen thut — Bazaine blieb eingeſchloſſen.
Wo fing nun der Napoleon an?

Der zog nach Sedan hin!
Doch Wind bekommt der Kronprinz ſchon und denkt in ſeinem Sinn:
Wart' Kaiſerlein, Dich krieg ich jetzt, Du ſollſt mir nicht entgehn
Er führt ſein Heer nach Norden zu, der Feind ſoll ihm dort ſtehn.
Berichte weiter ſeine That:

Der Kronprinz fackelt nicht.
Nach heißem Kampfe fing er ihn, den falſchen fränk'ſchen Wicht.
Er ſchickt ihn auch gleich wieder fort, hin auf die Wilhelmshöh',
Daß er von König „Wilhelms Berg" ſein Schande überſeh.
Und war der Kampf dann noch nicht aus?

Nun ging's erſt nach Paris!
Der Bismarck lacht, 's hilft alles nichts! Paris die Hauptſach iſt!
Paris das muß noch unſer ſein, denn eher wird nicht Ruh,
Denn dort allein da ſchnüren wir dem Feind die Kehle zu.
Und hat ſich das ſo leicht gemacht?

Bewahre, es hielt hart!
Die Stadt recht zu befeſtigen war keine Müh geſpart.
Und um die Stadt im weiten Kreis erhoben ſich die Forts,
Daraus mit tauſend G'ſchützen wohl die Feinde ſchoſſen vor.
Wie fingens nun die Deutſchen an?

Der Moltke war ſchon drau,
Und fix und fertig hatte er den ganzen Belagerungsplan

Die Deutſchen zogen um Paris und ließen Niemand 'raus
Und bald begann zu wüthen d'rin des argen Hungers Graus!
Doch was geſchah indeſſen noch?

Die Deutſchen nahmen ein,
Das alte Straßburg mit Gewalt, die ſchöne Stadt am Rhein!
Das einſt uns raubte wälſche Liſt vor langer, langer Zeit,
Nun aber uns gehören ſoll, für alle Ewigkeit.
Was aber, ſag, geſchah mit Metz?

Bazaine ſaß noch darin.
Er brach wohl aus der Feſtung vor, doch war's ihm kein Gewinn.
Prinz Friedrich Carl umklammert Metz und ging nicht mehr zurück!
Da öffnete Bazaine die Stadt, Ergebung war ſein Geſchick.
Nun war der Feind wohl ganz beſiegt?

O nein! nun gings erſt an!
Die Franzen ſtanden alle auf und kamen auf den Plan.
Doch überall wurden ſie geklopft, es war 'ne wahre Luſt!
Im Nord und Weſt! Dem Deutſchen hob ſich ſtolz die muth'ge Bruſt!
Wie ſtand's im Süden mit dem Feind?

Ja ſo! da ſtand's faſt ſchlimm!
Dort drohte mit Verderben uns der Wälſchen Wuth und Grimm,
Bourbaki zog gen Belfort hin und wollt' die Stadt befrei'n.
Doch Werther ſprach: bin auch noch da! und heißt den Franzen ein!
Sag an, was weiter nun geſchah?

Die Franzen riſſen aus
'S war eine Schand, ſie ruhten erſt im Schweizerlande aus.
Die ſtolze Feſtung Belfort auch, die lang uns widerſtand
Sie fiel, von ihren Thürmen grüßt die deutſche Flagg' in's Land.
Und was iſt vor Paris geſchehn?

Das Herrlichſt' und das Beſt'!
Es feierten die Deutſchen dort das allerſchönſte Feſt.
Den König Wilhelm riefen ſie zum deutſchen Kaiſer aus!
Das deutſche Kaiſerthum erſtand im fränk'ſchen Königshaus!
Wie aber ſtand es mit Paris?

Es öffnete das Thor
Und tauſende von Hungernden, die ſtürzten bittend vor.

Den deutſchen Kriegern ſchlug das Herz, ſie ließen ſich erweichen,
Zu thun, was ſelten wohl geſchehn — den Feinden Brod zu reichen.
Was iſt das Ende nun vom Lied?

Der Friede macht den Schluß,
Ein Friede, der das deutſche Herz mit Stolz erfüllen muß!
Der alte Raub entriſſen ward dem Feind in dieſer Zeit.
Elſaß Lothringen bleibt nun deutſch für alle Ewigkeit!
Was aber führt uns heut hieher?

Sieh den geſchmückten Baum —
Wir ſenken ihn nun fröhlich ein und weihen dieſen Raum!
Dem Angedenken dieſer Zeit ſei Baum und Platz geweiht.
Und Friedensbaum und Friedensplatz ſein Nam' für alle Zeit!

Nun tretet all' mit mir heran und ſenkt ihn betend ein:
Gott ſchütz' und ſegne dieſen Baum und gebe ihm Gedeihn
Nun hebt die Herzen himmelan und faltet Eure Händ'
Und betet alle laut mit mir, das gibt ein fröhlich End: (Alle.)
Wie dieſen Baum ſo ſegne uns, ſchirm unſer Dorf und Land,
Den Frieden, Herr, erhalte uns, gib Heil zu jedem Stand!

(Indem der Baum in die Erde geſenkt wurde, zogen die Kinder einen Kreis bildend, darum herum. Jedes warf eine Hand voll Erde auf die Wurzeln, während dem ſie das Lied anſtimmten:)

---

20 c.

Fröhlich ſenken wir den Baum
Ein in den geweihten Raum,
Daß er wachſ' und treibe.
Würzlein decken wir jetzt zu,
Daß er da in guter Ruh
Immerdar verbleibe.
Wachſ' fort, wachſ' fort, wachſ' immerzu fort!

Grüß ihn, grüß ihn, Himmelblau
Grüßt ihn, Bäume in der Au,

Grüßt ihn, Blumenkronen.
Wolken, sollt ihn grüßen schön
Sonne, freundlich niedersehn
Ihr Winde sollt ihn schonen.
Wachs' fort, wachs' fort, wachs' immerzu fort!

Bäumlein sollst gesegnet sein,
Wurzel bis zum Zweigelein
Wachsen und gedeihen.
Würzlein senken in den Grund
Zweiglein breiten in die Rund
Sollst das Aug' erfreuen.
Wachs' fort, wachs' fort, wachs' immerzu fort!

Bist Du einst ein mächt'ger Baum,
Ueberschatteſt weiten Raum
Woll'n wir zu Dir wallen.
Denken, wie der Feinde Macht
Eintracht hat zu Fall gebracht,
Heil gebracht uns allen.
Wachs' fort, wachs' fort, wachs' immerzu fort!

21.

Eine Graubündener Sage.

„Ach Rudi, mein Rudi, laß ab, o laß ab!"
So weinte die Lehni in Aengsten.
„Du findest im Wetter, im Sturme Dein Grab,
Ich hab Dich gesehen am längsten.
Der Föhn kommt! Ach siehst Du den grausigen Schein?
Horch, wie die Kühe in Aengsten aufschreien!
Wie's donnert und braust in der Tiefe?"

„Sei stille, das Wetter, es schrecket mich nicht!
Was hab ich dabei zu befahren?
Laß kommen den Föhnwind, im Tageslicht
Gedenk ich mich wohl zu bewahren.

Sei ſtill jetzt, vor Nacht bin ich lange zurück,
Und freu' Dich, ich bringe vom Pathen das Glück —"
— — Der Bergſtrom erbrauſt in der Tiefe.

„Es hilft Dir kein Bitten, es hilft Dir kein Flehn
Heut iſt ja das Schwarzloch noch offen.
Heut Nacht noch können's die Stürme verwehn —
Vergeblich wär dann unſer Hoffen.
Drum gib Dich zufrieden, Du hältſt mich nicht ab,
Trotz Sturm und trotz Wetter, heut muß ich hinab,
Der Bergſtrom mag toben und brauſen!"

Er riß von dem weinenden Mägdlein ſich los,
Ihn rührt nicht ihr Klagen und Zagen.
„Ich, Rudi! mich fürchten! Das fehlte mir blos
Wie wollt ich die Gemſen noch jagen?
Wenn Lehni es wüßt, was dort droben mir droht —
Sie machte ſich heut nicht vergebliche Noth!"
Der Bergſtrom erbrauſt in der Tiefe.

Die Lehni iſt brav! Aber'n zages Gemüth
Das will zu dem Jäger ſchlecht paſſen!
Das Weinen und Jammern erregt das Geblüt
Des Mannes, — das muß ſie noch laſſen!
Sie muß ſich gewöhnen, in Noth mich zu ſehen —
D'rum konnt ich nicht bleiben, d'rum muß ich heut gehn!
Der Bergſtrom erbrauſt in der Tiefe.

So tröſtet ſich Rudi im haſtigſten Lauf —
Es wird ihm jetzt ſelber faſt bange!
Dort hinter dem Schwarzhorn, da quillt es herauf,
Geſpenſtiſch, im grauſigen Drange.
Die Hörner ſie hüllen in Nebel ſich ein,
Es heult in den Lüften wie Jammern und Schrein,
Der Bergſtrom erbrauſt in der Tiefe.

Dort gähnt ſchon das ſchreckliche Schwarzloch ihm auf —
Draus ſchallt ihm ein Brüllen entgegen.
„Hindurch — raſch hindurch jetzt im eilenden Lauf —
Hier gilt jetzt kein Säumen und Wägen."

Das Dunkel, das Brüllen erſchrecket ihn nicht — —
Aufathmend begrüßt er drüben das Licht —
Es donnert der Strom in der Tiefe!

Nun eilends den ſchaurigen Hohlweg hinab
Von Felſen zu Felſen im Schwunge.
Ein Fehltritt — dann fänd er im Tobel ſein Grab —
Doch ſicher iſt Rudi im Sprunge.
Und als er nun endlich den Pathen erreicht —
„Du Rudi?“ — ſo ruft er voll Schreck und erbleicht,
Der Bergſtrom erbrauſt in der Tiefe.

Und Rudi berichtet in fliegender Haſt
Was heut' ihn zum Pathen getrieben.
Es wird ihm ſo bänglich, er findet nicht Raſt,
Er ſeufzt: „Wär daheim ich geblieben!“
Da zittert die Hütte vom grauſigen Stoß
Das Wetter iſt da — Der Sturm bricht ſchon los —
Der Bergſtrom erbrauſt in der Tiefe.

Da ſtürmet der Rudi ohn' Säumen hinaus,
Er läßt ſich vom Pathen nicht halten.
„Lebt wohl, Path!“ ſo ruft er, „heut' muß ich nach Haus!“
Er hört nicht das Klagen des Alten.
„Daheim ſitzt die Lehni in Aengſten und Noth,
Und käme ich heut' nicht, wär's ſicher ihr Tod!“
Der Bergſtrom erbrauſt in der Tiefe.

Da draußen war's ſchrecklich, ſelbſt Rudi, er zagt!
Solch Wetter hat nie ihn getroffen!
Doch gilt kein Bedenken, 's muß ſein gewagt,
Denn jetzt iſt das Schwarzloch noch offen!
Drum vorwärts, es gilt zu benutzen das Glück!
Die Lehni, ſie harret — wie kömmt er zurück?
Der Bergſtrom erbrauſt in der Tiefe!

Die Wolken ſie ſenken ſich dunkel und ſchwer,
In's einſame Bergthal ſchon nieder
Verhüllen in wogendes, wallendes Meer
Der Berge hochſtrebende Glieder.

Umhüllen mit Dunkel des Wanderers Blick,
Den hierher geführt ein grauſam Geſchick!
Der Bergſtrom erbrauſt in der Tiefe!

Der Sturmwind, er heulet die Schluchten herab,
Es tobt wie von zahlloſen Wettern!
Schon faßt er den Rudi — und droht ihn ins Grab,
Hinab in die Tiefe — zu ſchmettern!
Doch Rudi ſteht aufrecht mit trotzigem Muth,
Ihn bringt nicht zum Wanken des Föhnſturmes Wuth
Der Bergſtrom erbrauſt in der Tiefe!

Der Schluß ſollte darſtellen: Rudi kehrt nicht zurück. Lehni hält es, als es Nacht werden will, nicht mehr in der einſamen Hütte aus. In Sturm und Wetter eilt ſie dem Geliebten entgegen; doch — auch ſie kehrt nicht wieder. — In derſelben Nacht verſchneit das Schwarzloch! — Den ganzen Winter hindurch iſt man oben in den einſamen Hütten, wie auch unten im Thal bei dem Pathen, welcher Rudi das Hochzeitsgeſchenk gegeben, über das Schickſal Lehnis und Rudis in ſchrecklicher Ungewißheit. Im Frühling als der Schnee ſchmilzt, findet man im Schwarzloch — die Leichen der beiden Liebenden ganz nahe bei einander liegen. — Sie ruhen nun auch im Friedhofe des Dörfchens unten im Thal neben einander. —

Aufſätze vermiſchten Inhalts.

Davos.

Davos! — noch vor wenig Jahren ein unbekanntes Wort, heute ſchon in aller Welt genannt! Vor Kurzem noch ein vergeſſener Winkel in den Alpen, heute ein vielbeſuchter, belebter Curort! Wie ſich die Zeiten ändern, wie die Geſchicke wechſeln! Ja, auch Orte, Landſchaften haben ihre Schickſale, Davos iſt ein ſprechendes Beiſpiel. Jahrhunderte rauſchten an der grünen Bergeinſamkeit vorüber, nicht ereignißlos, aber faſt ſpurlos, und wenn nicht der Krieg dann und wann die ſtillen Thäler heimgeſucht, oder gewaltige Naturereigniſſe die Bewohner erſchreckt hätten, wenige Veränderungen würde die Geſchichte zu berichten haben.

Der Sage nach entdeckten deutſche Walſer, Jäger des Freiherrn von Vatz, um das Jahr 1233 dieſe in faſt undurchdringlichen Urwald verſteckten Thäler und beſiedelten ſie als Lehnsleute des genannten Freiherrn. Die Bevölkerung muß raſch gewachſen ſein, denn ſchon 1325 ſchlugen die Männer von Davos die über den Scalettapaß eingedrungenen Kriegshaufen des Biſchofs von Chur aufs Haupt. Noch oft war das ſtille Thal Zeuge ernſter Männerthaten,

wacker wußte das Hirtenvolk seine Freiheit gegen alle Angriffe zu wahren. Sonst aber lebte es genügsam und zufrieden, glücklich bei wenigen Bedürfnissen und einfachen Sitten in seiner abgelegenen, grünen Bergeinsamkeit. Dem Verkehr erschlossen ward das Hochthal durch den Bau der Eidgenössischen Militairstraße nach dem Engadin, die von Klosters über den Paß St. Wolfgang in das über eintausend Fuß höher gelegene Davoserthal emporsteigt und von hier über den Flüelapaß in das obere Innthal führt. Durch diese Straße gewann Davos gute, directe Verbindung mit der nächsten Station der Rheinbahn, Landquart.

Sein Ruf und Aufschwung als klimatischer Curort ist, wie gesagt, noch neu. Im Winter 1865 kam Dr. Unger aus Sachsen mit einem ebenfalls lungenleidenden Begleiter schwer krank hier an. Die günstigen Resultate, welche beide Gäste nach einem Winteraufenthalt erzielten, veranlaßten Dr. Unger, im Verein mit dem Landschaftsarzt Dr. Spengler, Davos als klimatischen Curort Lungenleidenden zu empfehlen. Die Empfehlung blieb nicht unbeachtet, Kranke stellten sich ein, glückliche Curen verbreiteten den Ruf des Ortes in immer weitere Kreise, von Jahr zu Jahr mehrten sich die Hülfesuchenden. Schon jetzt übersteigt die Zahl der Curgäste stetig mehrere Hunderte und fortwährend ist die Frequenz im Wachsen.

Davos ist der Name des etwa vier bis fünf Stunden langen Thales, das sich östlich von Chur und dem Rheinthal von Norden nach Süden erstreckt, seine Wasser der Albula und durch diese dem Rhein zusendet. Man könnte die Landschaft mit Grund auch für eine einzige Ortschaft rechnen, denn die Wohnungen und Heuställe sind über das

ganze Thal und die seitlichen Berghänge zerstreut. Nur um die kleinen Kirchen haben sich dichtere Häusergruppen gebildet und diese werden als die eigentlichen Ortschaften betrachtet und benannt, dem Laufe des Landwassers folgend: Davos-Dörfli, Davos-Platz, Davos-Frauenkirchen, Davos-Glaris, und in einem Seitenthal: Davos-Monstein.

Hauptort der Landschaft, zugleich Asyl der Kranken, ist Davos-Platz. Der älteste Theil des Fleckens liegt auf einer von der westlichen Bergseite im rechten Winkel in der Thalsohle vorspringenden Erhebung. Er besteht aus der Kirche zu St. Johann, dem ältesten Gotteshaus der Landschaft, dem Rathhaus und einigen Wohnhäusern, welche den einzigen Marktplatz der Landschaft umgeben, auf welchem jährlich zwei Hauptmärkte — hier Kilbe genannt — abgehalten werden.

Diese Erhebung, welche den alten Platz trägt, bildet das südliche Ende einer ziemlich bedeutenden, buchtartigen Erweiterung des Thales, welche sich der Mündung des Dischmathales gegenüber in sanftem Bogen in die westliche Bergkette hineinschwingt. In dieser, von den Thalnebeln freien, vor dem Thalwind geschützten Einbiegung lehnen sich an die sanftabfallenden Wiesenhänge die verschiedenen Hotels und Curhäuser. Unmittelbar an die Häuserreihe des alten Platzes anschließend Hotel Rhätia; sodann thalaufwärts an der Straße Hotel zur Post, das besonders empfehlenswerthe Hotel Schweizerhof; eine Dependence des höher am Berge liegenden, am rauschenden Tobel anmuthig in die Berge gebauten Hotels Strela; weiterhin an der Straße das im Januar 1872 abgebrannte Curhaus, das aber bereits noch stattlicher aus den Trümmern entstand. Im Norden, ziem-

lich einsam, fast in der Mitte zwischen Platz und Dörfli, am steilen Berghang gelegen, Hotel Buol.

Reizend schmiegt sich der so fast neu entstandene Ort an die sonnigen Berghalden, und die beiden Tobel, die aus wildzerklüfteten Schluchten hervorbrechen, weißschäumend über graues, von alten Tannen bekröntes Kalksteingetrümmer niederstürzen, an den Curhäusern vorbei durch blumige Wiesen zu Thale eilen, beleben anmuthig die Landschaft. Da, wo die Bergwand jäh emporsteigt, haben sich die zähen Rothtannen mit ihren Wurzeln in das Gestein eingeklammert und verdecken dem Beschauer die lieblichen Alpentriften auf der Höhe mit ihren braunen Sennhütten und weidenden Heerden, nur die höchsten Gipfel der Hörner nicken kahl, öde, zerrissen in's Thal hinein.

Nach Norden ist das Thal offen, nur eine unbedeutende Erhebung verbindet die dies- und jenseitige Gebirgsmauer und scheidet Davos von dem allerdings über vierhundert Meter tiefer liegenden Klosters im Prätigau, dessen jenseitige Berge, das in imposanten Massen aufsteigende Schilt, die Aussicht abschließen. Unmittelbar auf dieser sattelartigen, mit einem Wald der edlen Arve bedeckten Paßhöhe dehnt sich der reizende Davoser See eine halbe Stunde lang zwischen Matten und Wäldern. Im Westen spiegelt er in seiner klaren, leichtbewegten Fluth den sanftgerundeten, bis zur Spitze mit Weiden und Alphütten bedeckten Dörfliberg, an dessen südlichem Hang Davos-Dörfli lehnt; im Osten aber steigen aus der Tiefe des Sees rauhe, wilde Felszacken, von noch wilderen Schluchten zerrissen, von dunklen Rothtannen bekrönt, 680 Meter empor. Tiefschwarz liegt der Schatten der Felspyramide des Seehorns

auf den grünen Wellen — besonders bei bedecktem Himmel ein ergreifender Anblick.

Das Seehorn ist zugleich die Hochwarte des sich hier öffnenden nördlichen Seitenthales der Landschaft. Während nämlich die westliche Bergkette einen ununterbrochenen, nur von unbedeutenden, wenn auch wilden Schluchten und Tobeln zerrissenen Gebirgszug darstellt, ist das östliche Gebirge viel reicher und mannigfaltiger gegliedert. Vier bedeutende Seitenthäler, von der Selvrettakette ausgehend, öffnen sich westlich nach dem Hauptthal: Flüela-, Dischma-, Sertig- und Monsteinerthal. Diese Thäler sind nicht nur als natürliche Straßen nach dem Engadin für die Landschaft wichtig, besonders als Sommerweideplätze der Davoser haben sie die größte Bedeutung und sind in ihrer ganzen Ausdehnung mit Alphütten und Heustädeln übersät. Wilde, jäh aufstarrende, zerrissene Felsenketten trennen die Thäler, und doch sind die öden Geröllhalden und Felsengrate nicht unbelebt. Hier ist so recht die Heimat der flüchtigen Gemse; das scheue Murmelthier gräbt sich hier seinen Bau; das Schneehuhn huscht durch die Steinspalten, und der zu Zeiten schneeweiße Berghase flieht vor den in den Klüften nach ihm spähenden Adlern und Geiern. Besonders der Bergzug zwischen dem Flüela- und Dischmathal, die schauerliche Bergwüste um das Schwarzhorn, wird von Gemsjägern fleißig besucht, deren einer, Gemsjäger Metier, eine allen Curgästen und Reisenden wohlbekannte Gestalt, sich rühmt, auf diesem Revier an dreihundet der scheuen, flüchtigen Thiere erlegt zu haben. Auch Bären, Luchse und Wölfe waren früher nicht selten, besonders die Wölfe mögen eine wahre Landplage gewesen sein, wie die unter dem Dach des Rathhauses

angenagelten Köpfe der Bestien beweisen. Doch sind die ungebetenen Gäste längst ausgerottet, wenn sich nicht etwa dann und wann noch ein Meister Petz aus dem Engadin nach Davos verirrt.

Unterhalb Davos-Platz verengt sich das Hauptthal bei rasch wachsendem Gefälle mehr und mehr, immer näher treten die Berge zusammen, schroffer, steiler und öder werden die Abstürze, bis endlich unterhalb Glaris der Alteingrat wie ein gewaltiger Riegel aus der westlichen Bergreihe hervorspringt und das Thal zu sperren scheint. Hat wol auch früher wirklich das Thal gesperrt, denn die schauerlich wilde, von mehr denn 1000 Fuß hohen senkrechten Felsenwänden überragte Schlucht ist oft so eng, daß sie das brausende, schäumende Landwasser vollständig erfüllt. In einem unheimlichen Felsenkessel eingeklemmt liegt das halb zur Ruine gewordene, noch in den Trümmern bedeutende ehemalige Silberbergwerk Schmelzboden. Von hier führt an der jähen Wand des Alteingrates empor, oft mühsam in den Felsen gesprengt, oft über Rüfen und Lawinengängen auf Holzstützen frei in die Luft hinausgebaut, der einzige Verbindungsweg nach der südlich gelegenen Landschaft Belfort. Diese „Züge" sind berüchtigt wegen ihrer Gefährlichkeit; doch wird jetzt rüstig an einer stattlichen Straße nach Tiefenkasten gearbeitet, und so auch die Verbindung mit dem Süden hergestellt. Weit aus der Ferne blicken über diese dunkle Schlucht herein in das stille Thal der wunderbar kühn aufsteigende Dolomitkegel, das Tinzenhorn (3132 Meter), weiter westlich der breite, im Schmuck seiner Gletscher blitzende Piz Michel (3161 Meter).

Kehren wir nach dieser Umschau in das trauliche, 1550

Meter hoch gelegene Davos-Platz zurück. Freundlich heben sich die hellen Häuser und stattlichen Hotels von den dunkelgrünen Wiesen und Tannenwäldern ab, so recht ein Bild ländlichen Friedens, beschaulicher Stille. Wenig ist von dem Ort zu berichten. Dem unscheinbaren alten Rathhaus, mit dem Bild des wilden Mannes und der Justitia neben dem wunderlichen Bogenfenster im zweiten Stock, sieht man nicht an, welche historischen Erinnerungen sich an seine Räume, besonders den altehrwürdigen Rathhaussaal, knüpfen. Oft tagten die drei Bünde hier, mancher wichtige Beschluß ward gefaßt, alte Waffen und Fahnen mahnen an die Kriegsfahrten der tapferen Davoser. Wichtiger für die Gegenwart ist die wackere Gastwirthschaft, welche in den übrigen Räumen betrieben wird und auch den Curgästen zu statten kommt. Seinen köstlichen Schatz birgt das Rathhaus im Keller — den edlen Veltliner Wein. Der Davoser Rathskeller kann sich gar wol mit dem Bremer Rathskeller messen; rühmt sich jener seiner „Rose", seiner „zwölf Apostel", so hat Davos seinen hundertjährigen „Spendwein", der freilich bis jetzt nur im Stillen die Herzen erfreute und noch des Dichters wartet, der seinen Ruhm singe.

Auch von dem Curort Davos-Platz ist wenig zu sagen. Die freundlichen, wohleingerichteten Hotels haben noch nicht vermocht, die Physiognomie des Ortes wesentlich umzugestalten, zumal außer ihrer allernächsten Umgebung jegliche Anlage zur Verschönerung der Gegend, zur Bequemlichkeit der Gäste vermißt wird. Allerdings ist die hohe Lage des Ortes, über der Grenze des Laubholzes, künstlichen Schöpfungen nicht günstig, allein Manches dürfte doch besser sein. Da und dort könnte eine Gruppe Nadelholz die einförmige

Fläche erfreulich unterbrechen, und selbst bequeme Spaziergänge fehlen fast gänzlich. Doch hat sich voriges Jahr ein Verschönerungsverein gebildet, und so steht Abhülfe dieser Mängel zu hoffen.

Zwei Fremdenzüge strömen seit dem Aufblühen des Ortes alljährlich nach Davos. Der eine kommt ausschließlich aus dem Süden. Im April steigen aus dem sonnigen Italien über die schneebedeckten Pässe, über die durch Lawinenstürze gefährdeten „Züge" die Arbeiter in das Thal nieder, unter deren fleißigen Händen die Hotels oder Privathäuser, deren jetzt mehrere gebaut werden, aus der Erde empor steigen. Ein harmloses, heiteres, genügsames Völkchen, diese braunen, kaum mittelgroßen Gestalten mit den schwarzen, brennenden Augen. In roh zusammengenagelten, elenden Bretterschuppen verbringen sie die Nächte und arbeitslosen Regentage, ein Feuerlein, womöglich mitten im Weg, darüber auf drei Steinen ein Blechkessel — das ist ihre Küche. Während der Arbeit noch wird darin die „Polenta" bereitet; das erste beste Stück Holz dient als Rührlöffel; wen der Weg gerade am Feuer vorüberführt, knetet den gelben Brei gehörig durch, und verkündet endlich die Glocke die Mittagsstunde, dann stehen die Männer um den Kessel und verzehren pustend und schnaubend aus der Hand den heißen Brei — wie mancher Kranke mag sie um ihren Appetit beneiden! Im Bauschutt, im Geröll der Tobel, im Gras — immer aber in der Sonne — lagern dann die braunen Gestalten umher, die Hände unter dem Kopf, den Hut über das Gesicht gedeckt — und schlafen, träumen vielleicht von der schönen Heimat und ihren Lieben! Im September, October, wenn der Frost die Bau-

thätigkeit unterbricht, der Wind allzurauh durch die Spalten der Bretterhütten pfeift, die Kleider trotz aller Flicken auseinander zu fallen drohen — dann rüsten die Zugvögel zur Reise. Ist auch das Gewand zerlumpt, im Herzen glüht die Freude, aus den Augen leuchtet das Glück — es geht ja heim, heim! und in der Tasche klingen die sauer verdienten Goldstücke! Ganz wie die Schwalben! Stille kamen die braunen Gesellen an, einzeln, höchstens in kleineren Gesellschaften — jauchzend und singend, in langen Zügen wandern sie dem schönen Süden wieder zu!

Der andere Fremdenzug kommt von Norden her, durch das Prätigau über den Paß von St. Wolfgang hernieder. Im Juni kommen die ersten Kranken an, bald sind alle Hotels, alle Privathäuser überfüllt, die Wege wimmeln von bleichen, gebeugten, hüstelnden Gestalten, und immer bringt die Post neuen Zuzug. Und doch bleibt es auch jetzt ziemlich still. Schon die Krankheit — und die meisten Curgäste sind ernstlich krank — verhindert ein lebhafteres, fröhliches Treiben, dazu fehlt es auch bis jetzt an einem gesellschaftlichen Mittelpunkt. Die Lebensweise ist sehr einfach, der gesellige Verkehr zwanglos, bequem. Jeder sucht sich den passendsten, entsprechendsten Umgang aus, ohne sich viel um die Uebrigen zu kümmern. Auf Spaziergängen sieht man darum meistens kleine Gruppen, nur selten vereinigen sich größere Gesellschaften, etwa bei Ausflügen, bei Concerten und Bazars. Letztere werden zum Besten der Curgemeinde und des Diaconissenfonds abgehalten und geben erfreuliches Zeugniß des milden, wohlthätigen Sinnes der Wohlhabenden. Allein aus freiwilligen Beiträgen der Curgäste wird nicht nur ein besonderer Curgeistlicher, der abwechselnd in

den Speiſeſälen der Curhäuſer predigt, beſoldet, ſondern es werden auch ſtändig hier zwei Karlsruher Diaconiſſinnen erhalten zu unentgeltlicher Krankenpflege. Für die geiſtigen Bedürfniſſe ſorgt eine Buchhandlung und Bibliothek; in neueſter Zeit erſcheinen wöchentlich ſogar die illuſtrirten „Davoſer fliegenden Blätter", ein humoriſtiſches Localblatt.

Die Cur iſt einfach. Viel und gut eſſen, viel Veltliner Rothwein und Milch trinken, kalte Douchebäder jeden Morgen, viel Aufenthalt im Freien, viel — natürlich vom Arzt geregelte und überwachte — Bewegung, das iſt ſo ziemlich Alles. Freilich, zweierlei muß der Gaſt mitbringen, will er ein erfreuliches Reſultat erlangen; zweierlei, was ihm der Arzt und Davos nicht geben kann: geiſtige Ruhe und Geduld! Geduld beſonders, denn die Heilung der Lunge erfordert Zeit, viel Zeit. Nur in beſonderen Fällen werden Medicamente gegeben, Hauptfactor der Cur iſt die dünne, reine, trockene Bergluft, welche das Nervenſyſtem anregt und kräftigt, die Verdauung befördert, den Stoffwechſel beſchleunigt.

Früh ſchon verläßt der Curgaſt das Zimmer und wandert durch das morgenfriſche, thauduftige, ſonnenglänzende Thal. In ſcharfen Umriſſen treten auch die fernſten Berge hervor, wunderbar blitzen die Schneefirnen und Gletſcher hinein in die warme, lebensvolle Welt; ohne die Klarheit des Bildes zu beeinträchtigen umfließt die fernen Gebirgsmaſſen ein unbeſchreiblicher, magiſch lockender blauer Duft. Und verläßt das Auge die ſchimmernden Firnen, ſo ruht es mit Luſt auf dem Kirchlein, das ſo freundlich hervorleuchtet aus der dunkelſchattigen Schlucht; mit Luſt ruht es auf den weißgetünchten oder altersbraunen Alphütten,

hoch auf luſtigen, lichtgrünen Matten, auf den friedlichen Wohnungen im ſtillen Thal, der Blumenpracht im thauglänzenden Raſen, den überall ſchimmernden, glitzernden, ſchäumenden Waſſerfäden, die auch das Ohr erquicken durch ihr Murmeln und Rauſchen, während von den Hängen das Brauſen des Waldes, der Geſang der Vögel herabklingt.

Am heißen Mittag lockt der rauſchende Wald von Lärchen und Rothtannen — mit der Arve die einzigen Bäume der Landſchaft. Dann ruht es ſich wunderſam im ſchwellenden Moos, unter den harzduftigen Zweigen, während das Geläute des weidenden Viehes ſo ſüß melancholiſch durch den Wald hallt, und die im Sonnenlicht ſchimmernden Tannennadeln, die lang herabwehenden Flechten ſich leiſe bewegen.

Freilich lacht nicht immer der Himmel in wolkenloſer Bläue. Der erſchlaffende, aus dem heißen Süden kommende Föhn, füllt das Thal mit wäſſerigen Dünſten. Wirft ſich ihm dann der kräftige friſche Nordwind entgegen, ſo beginnt es in der Luft zu wallen, zu brauſen, eine dünne Wolkenſchicht bedeckt den Himmel, raſch ſich verdichtend ſenkt ſie ſich zwiſchen die Berge; aus dem tiefen Prätigau ſteigen weiße Nebelmaſſen empor und wälzen ſich über den See, über Dörfli hinweg das Thal hinab. Kalter Regen rauſcht dann oft tagelang hernieder, ja noch im Juni verdichtet er ſich zu wildem Schneegeſtöber. Dann ſind die Curgäſte an das Haus gefeſſelt und die Langeweile ſchleicht durch Säle und Zimmer. Kaum aber durchbricht die Sonne die Wolkenmaſſen, ſo iſt die alte Herrlichkeit wieder da, und wie die Bienen ſchwärmen die armen Gefangenen aus allen Hotels.

Viele Curgäste fürchten den Winter im rauhen Hochthal — mit Unrecht. Zwar der November ist auch hier ein unheimlicher Geselle für die Leidenden, er kerkert sie unbarmherzig ein. Da erfüllt ein Tosen und Brausen die Luft, tagelang wirbelt der Schnee nieder. Ist aber die Landschaft eingeschneit, dann folgt oft monatelang das herrlichste Wetter. Wolkenlos blaut der Himmel, nicht der leiseste Lufthauch regt sich, die Sonnenstrahlen haben auch im December und Januar solche Kraft, daß die Curgäste im Freien sitzen können. Nur der März und April, welche die Schneeschmelze bringen, sind gefährlich.

Am häufigsten — besonders im Winter — besuchen die Gäste das reizend gelegene Dörfli; im Sommer lockt auch der helle Wasserspiegel des Sees mit seinen lieblichen mannigfaltigen Ufern. Ein Fischer belebt ihn mit seinem Kahn und führt die Gäste bereitwillig über die grüne, an Stellen 500 Fuß tiefe Fluth, welche zahlreiche Forellen birgt.

Noch öfter wird das hochgelegene Haus des schon genannten Gemsjägers und Fremdenführers Metier besucht. Der sanft ansteigende Berg führt über ein Tobel, interessant durch das Bild der grauenvollen Verwüstungen, welche solche, anscheinend so harmlosen, Sturzbäche anrichten können. Im Sommer 1870 nach einem im Thale kaum bemerkten Hochgewitter schwoll der Bach plötzlich an, überstieg sein Bett, grub sich neue Bahnen, und bedeckte Hunderte von Morgen der besten Matten fußhoch mit Geröll und Felsblöcken, deren Größe in Erstaunen setzt. Auf grünem Bergvorsprung nimmt eine einfache Hütte den Wanderer auf, Mutter Metier erquickt die erschöpften Wanderer durch

köſtliche Milch, Eier und Wein und das Auge erfreut ſich an der lieblichen Ausſicht.

Größere Anſtrengung koſtet das Beſteigen der Schatzalp, weſtlich über Davos, während das Flüelathal auf der Eidgenöſſiſchen Militairſtraße nach dem Engadin ſehr bequem mit dem Wagen zu erreichen iſt. Je höher man ſteigt, deſto wilder wird die Gegend, zerriſſener ſtarren die Felſenkämme zu beiden Seiten empor, zahlreicher werden Geröllhalden, Felsbrüche, oft gleicht die ganze Thalſohle einem ſchwärzlichen Steinmeer. Schneeinſeln, auch im Hochſommer von farbenprächtigen Enzianen, holden Vergißmeinnichten umblüht; magere Schafe klettern an den Hängen, ein einſamer Schäfer blickt melancholiſch dem Reiſenden nach, nur der ſauſende Wind, der heiſere Schrei eines Raubvögels in hoher Luft unterbricht die tiefe Stille. Zwiſchen zwei gewaltigen Bergen, die wie Rieſenwächter den Uebergang hüten, links das Weißhorn, rechts das Schwarzhorn, der höchſte Berg der Landſchaft (3151 Meter), begrüßt der Wanderer freudig auf der Höhe des Paſſes (2405 Meter) in ſchauerlicher Felſeneinſamkeit das ſtattliche Gaſthaus, das ſeit vorigem Jahr auch im Winter bewohnt wird. Wenige Kühe und Schafe nagen am kurzen Raſen, der das Haus umgrünt; zwei kleine, verſchieden gefärbte, nur im höchſten Sommer gänzlich eisfreie Seen ſpiegeln in ihren klaren Wellen die über ſchwärzliche Felſenmauern hereinhängenden Eisränder der Gletſcher. Kalt weht der Wind, heult droben um Hörner und Zacken, und melancholiſch klingen und ſummen die Telegraphendrähte. Jenſeits ſenkt ſich der Weg ſteil hinab in nicht minder wilde Schluchten, doch bald er-

freut ein Blick in das ſchöne Engadin und auf die weißen Mauern des Schloſſes von Tarasp.

Angenehmer, freundlicher iſt das Diſchmathal, das ſich zwiſchen Dörfli und Platz öffnet und einen prachtvollen Blick auf den Scalettagletſcher gewährt. Leider iſt dieſes Thal nur für Bergwägli zugänglich, obgleich früher die Weinſtraße nach dem Veltlin hier durch und über den Scalettapaß nach dem Engadin führte. Es war ein gefährlicher Uebergang. Mancher Stab Saumpferde ward ſammt dem Säumer von niedergehenden Lawinen verſchüttet, und die bleichenden Knochen erſchrecken den Wanderer, der noch dieſen Pfad begeht. Das Thal iſt reich an fruchtbaren Alpenweiden; zahlreiche Hütten beleben die Hänge, nahe am obern Ende bilden ſie ein kleines Dörfchen, Dürrenboden, welches, wie die einzelnen Alphütten, nur im Sommer von den Davoſern bewohnt wird. Mit Kind und Kegel folgen die meiſten Familien ihren Heerden auf die Alpweiden und bleiben dort bis zum Herbſt, nur zur Heuernte kehren ſie zeitweilig in die Hauptwohnung zurück. Dies erklärt die dem Fremden auffällige Stille der Landſchaft im Sommer; viele Häuſer ſcheinen ausgeſtorben, fröhlich ſpielende Kinder erfreuen ſelten das Auge. Erſt wenn die Nächte rauher werden und die Herbſtzeitloſe auf den kahlen Wieſen erſcheint, belebt ſich das Hauptthal. Die Thüren der Häuſer öffnen ſich, Kinder lachen und ſpielen im Sonnenſchein, das Thal iſt erfüllt von Heerdengeläute. Und während die Männer der Pflege ihres Viehes warten, buttern und käſen, Viehhandel treiben und im Winter aus dem Veltlin Wein über den Bernina- und Flüelapaß einführen, kartätſchen die Frauen ſchwarze und weiße Wolle durcheinander,

weben aus den selbstgesponnenen Fäden ein derbes, graues Zeug, den Stoff ihrer Kleider — die Jugend aber besucht jetzt fleißig die Schule, die den Sommer traurig, verödet stand. Ein einfacher, kräftiger Menschenschlag, diese Bewohner, still, zurückhaltend den Fremden gegenüber erscheinen sie auf den ersten Blick oft beschränkt, was sich aber bei längerm Umgang durchaus nicht bestätigt. In einer Beschreibung von Davos werden die Davoser geschildert: „Sie sind echte Deutsche von unverfälschtem Schlag, blondhaarig, nicht zu groß, aber sehr kräftig, kerngesund, mäßig, arbeitsam, und in jeder Hinsicht sehr tüchtig. Ihr ganzes Wesen ist natürlich und einfach und zeugt von Unverdorbenheit des Charakters. Aufgeweckten Geistes wissen sie sich überall den ihnen gebührenden Platz zu sichern; angesehene Gelehrte, die bedeutendsten Staatsmänner und Kriegshauptleute Bündens sind aus ihnen hervorgegangen.“ Viele verlassen die Heimat, um draußen ein Vermögen zu erwerben, besonders gern errichten sie Conditoreien in großen Städten; reich kehren sie zurück, um den Abend des Lebens in Ruhe in der Heimat zu verbringen. Der Fremdenzufluß, gesteigerter Verkehr, geänderte Werthverhältnisse haben schon manche Veränderungen in den einfachen Sitten und Einrichtungen hervorgerufen; hoffen wir, daß die mit Macht einströmende Cultur dem wackern Volk nur zum Segen gereichen möge.

Eine gute Straße führt thalab in einer Stunde nach Frauenkirchen. Das kleine Kirchlein, das dem Ort den Namen gab, leuchtet von seiner Höhe weithin durch's Thal und ist interessant wegen des Lawinenspalters, eines keilförmigen Anbaues an der den Bergen zugekehrten Giebelseite

welcher im Jahr 1817 eine gewaltige Lawine theilte, die beim Anprall, wie der Röthelſtrich zeigt, bis zum Giebel reichte. Hier zweigt ſich der Fahrweg — leider auch nur für Bergwägli paſſirbar — in das liebliche Davoſer Nebenthal, das Sertigthal, ab. Am Berghange erfreuen das Auge des Flachländers kleine, nur mit der Hacke zu bearbeitende Gerſten- und Kartoffelfelder, die er bei Platz und Dörfli gänzlich vermißt. Rüſtige Fußgänger ſteigen auch wol ſogleich durch ein dichtes Tannen- und Lärchengehölz, mit reichlichem Moos- und Beerengeſträuch untermiſcht, nach dem Schwefelbad Clavadel empor. Die Ausſicht iſt hier nach Davos-Platz und Frauenkirchen zurück, auch in den Hintergrund des Seitenthales reizend. Auf ſchönen Wieſenhängen ſtehen zahlreiche Häuſer und Ställe, oft nur von Rundhölzern gezimmert, oft aber auch maſſiv gemauert und weiß getüncht, mit grünen Fenſterladen und frommen Sprüchen am Giebel. Wie im Diſchmathal breitet ſich auch hier auf erweiterter Wieſenfläche vor den Augen des Wanderers ein Dörfchen aus, nur im Sommer bewohnt, dennoch durch ein Kirchlein mit zierlichem Glockenthurm geſchmückt. Das Schönſte aber in dieſem Thal iſt der Dukanwaſſerfall (hier Sertigwaſſerfall genannt), der in drei Abſätzen im majeſtätiſchen Fall eine 70—80 Fuß hohe Wand herabſtürzt und mit ſeinem Silberſchaum die hold erröthenden Alpenroſen küßt.

Wer Davos kennt, der wird ſich beim Leſen dieſer Zeilen mit Vergnügen ſeines Aufenthaltes erinnern, und wen die Hoffnung dorthin zieht, auch er — wir wollen es wünſchen! — wird ſpäter das ſtille Hochthal ſegnen und mit dankbarer Rührung ſeiner ſtillen Herrlichkeiten gedenken!

Davos-Platz in Graubünden.

Klimatischer Curort für Lungenkranke.

Unter den Alpenthälern Graubündens, die schon immer wegen ihrer frischen, reinen, nervenstärkenden Luft bekannt und von den Städtern der Schweiz als Sommerfrischen besucht wurden, hat neuerdings die Landschaft Davos einen besonderen Ruf erlangt als klimatischer Curort für Lungenkranke. Aus kleinen Anfängen entwickelte sich rasch eine erstaunliche Frequenz; besonders im Frühling, aber auch im Herbst strömen die armen Leidenden aus fast allen Gegenden der Erde hier zusammen, um durch längeren Aufenthalt in dem Hochthal Heilung oder wenigstens Linderung ihres Leides zu suchen. Ist der Zerstörungsproceß in der Lunge noch nicht zu weit vorgeschritten, sind nicht überhaupt schon die besten Lebenskräfte aufgezehrt, so wird der Kranke, wenn er nur die nöthige Geduld und Heiterkeit zu einer langwierigen, oft auch langweiligen Cur mitbringt, in seinen Hoffnungen nicht getäuscht werden. Verdankt doch Davos seinen Ruf als klimatischer Curort fast einzig den oft wahrhaft überraschenden Erfolgen, die Kranke dort erzielten. Im Jahre 1865 kam Doctor Unger, der,

ſelbſt lungenleidend, vorher vergebens Heilung in Gersdorf bei Dr. Brehmer geſucht und durch eine Mittheilung des Davoſer Landſchaftsarztes, Dr. Spengler, in einer mediziniſchen Zeitſchrift auf Davos aufmerkſam geworden war, mit noch einem Lungenkranken hier an. Schon ſehr bald zeigte ſich bei beiden Kranken ein günſtiges Reſultat ihres Aufenthaltes, und die Aerzte Unger und Spengler wirkten nun vereint dahin, Davos als Sommer- und Winterkurort bekannt zu machen. Auf ihre Erfolge an andern Kranken geſtützt, gelang ihnen dies in ſolchem Maße, daß ſchon jetzt die Zahl der Curgäſte ſtetig mehrere Hunderte überſteigt. Sicher hat Davos als klimatiſcher Curort noch eine Zukunft.

Das Davoſer Hochthal erſtreckt ſich öſtlich von Chur, durch die gewaltige Silvretta-Kette vom Engadin getrennt, etwa fünf Stunden von Nordoſt nach Südweſt. Der Reiſende, von Rorſchach oder Zürich kommend, verläßt auf der Station Landquart die Eiſenbahn. Von hieraus führt die Poſtſtraße durch das Prätigau — wegen ſeiner ſtarken Bevölkerung, ſeiner Ertragsfähigkeit, ſowie durch die bedeutende Rolle, welche ſeine Bewohner in der Bündner Geſchichte ſpielten, eines der wichtigſten Thäler Graubündens. Bei Kloſters verläßt die Straße das Prätigau, wendet ſich nach Süden und ſteigt in vielfachen Windungen die Kloſterſer „Stütz“ empor. Ergreifend iſt der Blick in das tief, tief unten liegende Kloſters, auf die jenſeitige, in großartigen Formen aufſteigende Gebirgswand, das „Schilt“. Bald verliert ſich der Poſtwagen in eine waldige Schlucht, ſo eng, daß die Straße ſich kaum neben dem ſchäumenden Wildbach durch die jäh aufſteigenden Felſenmauern winden kann. Unerwartet erfreut das Auge nach kurzer Fahrt ein

grüner Wieſenplan, der mit ſeiner kleinen Kapelle und zerſtreuten Höfen gar traulich anmuthet, je wildere Felſenzacken ihn umſtarren. Hier, bei Laret, haben wir die Grenzen der Davoſer Landſchaft bereits überſchritten. Noch eine kleine Steigung und die Paßhöhe bei St. Wolfgang iſt erreicht (1686 Meter), an der Penſion „Davos Kulm“ vorüber, durch einen Wald, den die edle Arve mit ihrem dunkeln Grün belebt, rollt der Wagen die geringe Höhe hinab in das eigentliche Davoſer Thal.

Einen Ueberblick geſtatten die Ausläufer des Dörfliberges nicht, dafür erfreut den Reiſenden die dunkelgrüne, leichtbewegte Fläche des Davoſer Sees, an deſſen Ufer die Straße ſich hinzieht. Saftgrüne Matten mit zahlreichen Häuſern und Heuſtädeln bedeckt, da und dort ein Streifen Nadelwald ſenken ſich in ſanften Hängen zum Ufer herab; nur gerade gegenüber an der Oſtſeite ſteigt unmittelbar aus den Fluthen die gewaltige Felspyramide des Seehorns kühn und ſteil (680 Meter) empor. Beſonders bei bedecktem Himmel, wenn der Schatten des Bergkegels tiefſchwarz auf dem See liegt und ſeine grauen Felſengrate, die finſteren, bewaldeten Schluchten unheimlich düſter in die Wolken emporſteigen — ein wildromantiſches Bild.

Erſt unterhalb des Sees, bei dem erſten größeren Ort der Landſchaft, Davos-Dörfli, wo ſich die Hauptſtraße nach dem Engadin in das Flüelathal abzweigt, öffnet ſich die Ausſicht über das ganze Thal.

Schon mancher Reiſende, der mit hochgeſpannten Erwartungen ankam, brach in ein unwilliges „Ah!“ der Enttäuſchung aus. Der Hauptcharakter der Landſchaft iſt Ruhe, ernſte Stille; bei bedecktem Himmel kann ſich dieſer Ernſt

bis zum Eindruck des Düster-Schwermüthigen steigern, aber auch der in heiterster Bläue lachende Himmel wird einen leisen Hauch von Wehmuth nicht gänzlich verwischen. Keine überraschend wilden und kühnen Formen überwältigen das Gemüth, aber auch die heitere Anmuth sanft geschwungener Linien, bunt wechselnder Bilder erfreut den Beschauer nicht. Der gänzliche Mangel des Laubholzes, das mit seinem kräftigen Grün, seinem mannigfaltigen Baumschlag erst einer Landschaft Reiz und Abwechselung verleiht, da- und dort Scenereien zu freundlichen Bildern abrundet und schließt, prägt der Landschaft eine gewisse Einförmigkeit auf, läßt sie ärmlich, fast kahl erscheinen. Die dunkeln Tannenwälder können diesen Eindruck nicht verwischen; ihr farbloses Graugrün, das oft ins Schwärzliche übergeht, vermehrt nur noch das Düstere, die Strenge des landschaftlichen Charakters. Besonders, wer aus den frischgrünen Wäldern der deutschen Mittelgebirge kommt, wird in der ersten Enttäuschung manche eigenartige Schönheit dieses Thales, den duftenden Rasenteppich, die überall springenden, rieselnden und rauschenden, krystallklaren Wasserfäden, die Matten auf schwindelnden Bergeshöhen, die wolkenumzogenen Hörner und Kuppen übersehen. Aber er soll sich von dem ersten Eindruck nicht erschrecken lassen; die Reize dieser Landschaft wollen gesucht sein. Nur getrost! Ein für das Schöne empfängliches Gemüth wird sich hier bald heimisch fühlen, mit den eigenartigen Naturbildern bekannt und vertraut werden, und zuletzt noch seine anfänglichen Erwartungen übertroffen finden.

Aus der engen, unebenen Thalsohle, durch welche das Landwasser sein wechselndes Bett sich gräbt, welche in ihrer

ganzen Ausdehnung mit Hütten und Heuſtällen überſät iſt, die ſich nur da und dort zu kleinen Ortſchaften zuſammenziehen, aus deren Mitte freundliche Kirchlein hervorleuchten, ſteigen die Berge auf breiter Baſis gewaltig empor. Nicht ſo ſteil, daß die kräftige, wetterharte Rothtanne (neben Lärche und Arve der einzige Baum der Gegend) mit ihren jähen Wurzeln nicht Halt im felſigen Boden finden könnte, aber doch jäh genug, daß ſelbſt der des Steigens gewohnte Thalbewohner ſeine Alpenwege nur im Zickzack hinaufführen konnte. Von der Stirne winkten lichtgrüne Matten, kleine Alpenhütten herab; dahinter neue Erhebung; ſchon drängt das graue Geſtein zwiſchen den magern Alpenpflanzen, den genügſamen Alpenroſen hindurch, bis es weiter allein die Herrſchaft behauptet, eine kahle Kuppe, ein zackiges Horn, einmal in die Luft emporſtarrt.

Von Oſten her öffnen ſich vier ziemlich bedeutende Querthäler in das Hauptthal, der Reihe nach: Flüela-, Diſchma-, Sertig- und Monſteinerthal. Sie ſind durch ſchroffe Bergzüge getrennt und gewähren ſchöne Ausblicke auf die ferne, gewaltige Silvretta-Kette, deren ſchwarze Zacken und blinkende Gletſcher herrlich ins Hauptthal hereinleuchten. Die weſtlich das Thal begrenzende Bergkette iſt weniger reich gegliedert; Seitenthäler fehlen ganz, nur ſchmale, tiefe Schluchten, Runſen und Tobel, aus denen rauſchende Bäche hervorſtürzen, die im Sommer, bei Hochgewittern ganz plötzlich anſchwellen, gewaltige Erd- und Steinmaſſen niederführen und furchtbare Verheerungen anrichten, zwängen ſich zwiſchen die Bergkuppen hinein.

Im Süden treten die Berge enger und enger zuſammen zu einer wilden, finſteren Schlucht. Wie ein rieſiger

Wall springt aus der westlichen Kette der Alteingrat schroff, kahl, mit tief eingeschnittenen Runsen und Lawinengängen in das Thal vor, das er zu sperren scheint. Vom eingegangenen, halb zur Ruine gewordenen, in schauerlicher Schlucht eingeklemmten Silberbergwerk Schmelzboden aus windet sich der bis jetzt einzige Verbindungsweg mit der südlich gelegenen Landschaft Belfort an der steilen Wand empor, oft mühsam in den Felsen gesprengt, oft auf Holzstützen wie ein Altan in die Luft hinausgebaut, bedeutsam: „die Züge!" genannt. Doch wird jetzt rüstig an einer soliden Fahrstraße gearbeitet. Weit im fernen Süden schließen die Aussicht der breite Piz Michel (3161 Meter), und der wunderbar kühn und frei emporsteigende Dolomitkegel, das Tinzenhorn (3132 M.); die Bergriesen blicken herein in das stille Thal wie lockende Wegweiser nach dem schönen, schönen Süden!

Von dem in commercieller Hinsicht wichtigsten Ort der Landschaft, Davos-Dörfli, das sich mit dem stattlichen Gasthof und Curhaus Seehof und seiner freundlichen Kirche so reizend an den mattenreichen, fast bis zur Spitze mit Alpenhütten besetzten Dörfliberg schmiegt, führt die Straße in einer halben Stunde nach dem Hauptort der Landschaft, dem Asyl der Lungenkranken, Davos-Platz. (1559 M.)

Unter den kahlen, zerrissenen Kalksteinspitzen der Schiahörner (2720 M.), in einer sanftgeschwungenen Einbuchtung der westlichen, sonnigen Bergkette, die vor dem Thalwind geborgen, von Nebeln frei ist, streckt sich der Ort lang hin. Doch gilt dies nicht eigentlich von dem ältesten Theil des Fleckens. Die Kirche zu St. Johann mit unverhältnißmäßig hohem, spitzen Thurm; das altersgraue Rathhaus mit seinem

Bogenfenſter, dem Bild der Juſtitia und des wilden Mannes, mit ſeinen Wolfsköpfen unter dem Dache, ſeinem alten, mit Waffen und Bildern ausgeſchmückten Saal, mit dem köſtlichen, hundertjährigen Spendwein im tiefen Keller, und die wenigen, den eigentlichen Platz bildenden Häuſer liegen auf einer ſchmalen, im rechten Winkel weit in die Thalſohle vorſpringenden Erhebung, ſo recht im Mittelpunkt der Landſchaft. An den ſanftabfallenden Berghängen zerſtreun ſich dagegen die Hotels und Penſionen. Einſam, faſt in der Mitte zwiſchen Dörfli und Platz, Hotel Buol, ſodann an der Straße das im Winter 71—72 abgebrannte ſtattliche Kurhaus, das bereits noch ſtattlicher aus den Trümmern wieder erſtand und im Frühjahr eröffnet werden wird; weiterhin nach Süden der freundliche Schweizerhof*) zuletzt das neue Hotel Rhätia. Höher am Berg liegt der älteſte Gaſthof Strela, anmuthig zwiſchen die Berge hineingebaut. Dazwiſchen rauſchen zwei kleine Tobel nieder, mit deren kaltem Waſſer die Curgäſte in den beiden Douche-Bädern nichts weniger als angenehme, intime Bekanntſchaft machen.

Ein gar ſtiller, einfacher Ort, Davos; ſelbſt die zahlreichen Kurgäſte haben ſeine Phyſiognomie nur wenig verändert. Wer außer den Kurhäuſern, großen Comfort, kunſtvolle Anlagen, lebendiges, munteres Badeleben und Trei-

*) Der Einſender fühlt ſich gedrungen, den Schweizerhof etwaigen Curgäſten beſonders zu empfehlen. Seine elegante, comfortable Einrichtung, die muſterhafte Ordnung und Sauberkeit, die freundliche, aufmerkſame Wirthin, Frau Stafel, verdienen alles Lob. Der Einſender erfüllt mit dieſer Empfehlung eine Pflicht der Dankbarkeit, da er als Curgaſt ein Jahr im Schweizerhof w hnte, und ſich ſtets, wie alle Gäſte, der aufmerkſamſten, zuvorkommenſten, freundlichſten Behandlung erfreute.

ben erwartet, der wird sich getäuscht sehen. Anlagen zur Bequemlichkeit der Curgäste, die doch fast den ganzen Tag sich im Freien aufhalten müssen, sind außer den allernächsten Umgebungen der Gasthöfe, leider fast nicht vorhanden, wenn man einige, sehr natürliche Holzbänke an besonders besuchten Waldorten abrechnet. Voriges Jahr hat sich allerdings ein Verschönerungsverein gebildet, allein von seinem Wirken ist noch wenig zu spüren. Das gesellschaftliche Leben gestaltet sich einfach; weder ein Cursal noch eine Kapelle vereinigen die Gäste, die Cur selbst verhindert ein regsames Treiben. Ganz von selbst bildet sich unter den Pensionären je eines Hotels ein gewisses gesellschaftliches Verhältniß, man unterhält sich bei Tisch, trifft sich im Salon, macht gemeinschaftliche Spaziergänge und Ausflüge. Gleichgesinnte schließen sich auch enger an — und so begegnet man auf den Spaziergängen meistens Gesellschaften von zwei, drei, vier Personen — selten mehr. Man ist höflich und aufmerksam — sonst aber geht Jeder ziemlich seine eigenen Wege. Nur bei den Conzerten und Bazars, die jährlich zum Besten der Curgemeinde und Diaconissen-Anstalt abgehalten werden, findet sich eine zahlreiche Versammlung zusammen. Die evangelische Curgemeinde hat einen eigenen Geistlichen angestellt, der abwechselnd in den verschiedenen Hotels predigt; auch unterhält sie zwei Karlsruher Diaconnissinnen zur unentgeldlichen Krankenpflege. Für die geistigen Bedürfnisse sorgt eine Buchhandlung und Leihbibliothek; seit dem Herbst 1872 erscheint auch ein illustrirtes Witzblatt: „Davoser fliegende Blätter“, welches dem Local-Humor zum Ausdruck verhilft.

Die Cur ist einfach. Viel und gut essen, viel Velt-

liner Rothwein und Milch trinken, kalte Douchen jeden Morgen, viel Aufenthalt im Freien, viel — natürlich vom Arzt geregelte und überwachte — Bewegung, geistige Ruhe, — das ist so ziemlich alles. Nur in besonderen Fällen werden Medicamente gegeben. Hauptfactor bei der Cur ist die dünne, reine, klare Luft, welche das Nervensystem kräftigt, die Verdauung anregt, und so den Stoffwechsel befördert.

Und es ist in der That eine unbeschreibliche Wonne, am sonnigen Morgen durch thauglänzende Wiesen zu wandern. Wie Balsam legt sich die frische, aromatische Luft in die Lunge, ein unsagbares Wohlgefühl durchströmt den Körper. Höher hebt sich die Brust, heller wird das Auge! Das wunderbar tiefe Blau des Himmels, von keiner dunstigen, fahlen Horizontlinie abgeschwächt, wölbt sich in erhabener Ruhe über das Thal; scharf heben sich die Conturen der Gebirge mit ihren Zacken und weißen Hörnern von ihm ab, so klar, so deutlich in ihren Gliederungen stehen sie vor dem erstaunten Auge, als sei der Unterschied des Raumes plötzlich aufgehoben. Und doch sind sie von einem wunderbaren, ganz unbeschreiblichen blauen Duft umflossen! Und während die Brust in tiefen Zügen die würzige Luft trinkt, ruht das Auge mit Lust auf diesen Herrlichkeiten, und im Herzen wird es still, die Sorgen schweigen, weder Kummer noch Wünsche beunruhigen den Geist, nur eine leise Hoffnung auf Genesung, auf wiederkehrende schönere Tage quillt belebend aus den Tiefen des Gemüthes empor. Nicht minder angenehm ruht sich's am heißen Mittag im grünen rauschenden Wald, vom kräftigen Harzduft der Tannen umwallt, von wechselnden Lichtern umspielt. O, wie

dehnt ſich da die kranke Bruſt, wie erwacht ſo friſch und freudig neuer Lebensmuth!

Freilich lacht nicht immer der Himmel in wolkenloſer Bläue. Der erſchlaffende, aus dem heißen Süden kommende Föhn füllt das Thal mit wäſſerigen Dünſten. Wirft ſich ihm dann der kräftige friſche Nordwind entgegen, ſo beginnt es in der Luft zu wallen, zu brauen, eine dünne Wolkenſchicht bedeckt den Himmel, raſch ſich verdichtend ſenkt ſie ſich zwiſchen die Berge, aus dem tiefen Prätigau ſteigen weiße Nebelmaſſen empor und wälzen ſich über den See, über Dörfli hinweg das Thal herab. Kalter Regen rauſcht dann oft tagelang hernieder, ja noch im Juni verdichtet er ſich zu wildem Schneegeſtöber. Dann ſind die Kurgäſte an das Haus gefeſſelt und die Langeweile ſchleicht durch Säle und Zimmer. Kaum aber durchbricht die Sonne die Wolkenmaſſen, ſo iſt die alte Herrlichkeit wieder da, und wie Bienen ſchwärmen die armen Gefangenen aus allen Hotels.

Viele Kurgäſte fürchten den Winter im, wie ſie meinen, rauhen Hochthal — mit Unrecht. Der November iſt allerdings ein ſchlimmer Geſelle für die Kranken, er kerkert ſie unbarmherzig ein. Da toſt und brauſt es in der Luft und der Schnee wirbelt tagelang ununterbrochen nieder. Iſt aber die Landſchaft eingeſchneit, dann folgt oft monatelang das herrlichſte Wetter. Wolkenlos blaut der Himmel, nicht der leichteſte Lufthauch regt ſich, die Sonnenſtrahlen haben auch im December und Januar ſolche Kraft, daß die Kurgäſte im Freien ſitzen können. Natürlich iſt nicht ein Winter dem andern gleich; herrſcht Föhnwind vor, dann iſt der Himmel oft bedeckt und die Feuchtigkeit

der Luft, die vielen Niederſchläge ſind dem Kranken läſtig. Es iſt eben hier wie bei allen Luftkurorten: der Gaſt muß Glück mit dem Wetter haben.

Und hat er Glück, ſo wird ihm bald die Freude, daß ihm der Arzt den Beſuch des hochgelegenen Hauſes des Gemsjägers Metier erlaubt, ein ſicheres Zeichen beginnender Heilung. Durch blumige Matten ſteigt der Weg ſanft an bis zum Tobel, der wild über Geröll und mächtige Felsblöcke hinabſchäumt und dem Wanderer ein erſchreckendes Bild aufrollt von der Macht entfeſſelter Naturgewalten. Es war im Sommer 1870, als der Bach nach einem Hochgewitter plötzlich anſchwoll, ſein Bett überſtieg, ſich neue Wege bahnte und Hunderte von Morgen der beſten Matten fußhoch mit Geröll und Felsblöcken bedeckte. Bald erreicht der Wanderer die kleine, auf begrüntem Hügel errichtete Holzhütte. Mutter Metier, die freundliche Hausfrau, ſorgt für Erquickung des Leibes und das Auge erfreut ſich an dem lieblichen Landſchaftsbild. Von hier hat man den ſchönſten Blick über Davos-Platz, das ſich ſo ſauber und nett am Berghang hinſchmiegt. Wohl manches Auge verfolgt ſehnſüchtig die helle Straße, auf welcher der Kurgaſt — bald! — geſund und froh der Heimat wieder zueilen wird, und weilt dann mit Freude auf dem klaren Spiegel des Sees, aus deſſen Wellen das Seehorn ſo ſchlank und leicht wie ein gothiſcher Dom emporſteigt.

Größere Anſtrengung koſtet das Beſteigen der Schatzalp, weſtlich über Davos. An Dr. Unger's Douche-Häuschen vorüber führt der Weg bald in den herrlichen Wald von uralten Rothtannen, und ſteigt im Zickzack faſt 285 Meter empor. Ein reizendes Idyll iſt der Schatzalp! Am

ſanften Haug buntbeblümte Wieſen vom rauſchenden Hochwald umſchloſſen, dahinter mächtige Felſen, wilde Schluchten, darüber kahle Kuppen und die zackigen Schiahörner. Freundlich tönt das Geläute der weidenden Heerden von den Höhen herab und aus den braunen Alphütten ſteigt gaſtlicher Rauch in die Luft. Auch hier iſt für die Beſucher ein Holzpavillon errichtet und die Sennerin erfriſcht die Wanderer mit Wein, köſtlicher Milch und friſchen Eiern. Ach — wie iſt der Blick ſo herrlich hinab in die Thäler, hinüber auf die grünen Alpen, nach den fernen, im Sonnenlicht blitzenden Gletſchern und Schneegipfeln! Und die Luft — o, die Luft! Wie athmen da die Kranken auf, wie wird ihnen ſo wohl, ſo leicht, ſo friſch! Wie ſegnen ſie dies ſtille Plätzchen, wenn ſie endlich — ungern — wieder ſcheiden! Geneſene beſteigen von hier wohl den Strelapaß — der kürzeſte Verbindungsweg mit Chur, leider nur für Fußgänger paſſirbar — mit ſchöner Ausſicht inab in das Rheinthal und nach Chur. Auch das weſtliche Schiahorn wird von Touriſten, wohl auch von waghalſigen Kurgäſten beſtiegen, doch ſoll die Ausſicht die Mühe nicht lohnen.

Zu Wagen unternehmen die Kurgäſte auch weitere Ausflüge in die obengenannten Thäler. Beſonders bequem zugänglich iſt das Flüelathal auf der Eidgenöſſiſchen Militärſtraße nach dem Engadin. Von Davos-Dörfli führt die Straße am See vorüber, und windet ſich im engen Felſengrund ſteil anſteigend zur Paßhöhe empor. Dichte Wälder von Rothtannen und Arven beſchatten den Weg und verhüllen den Bach, der in der Tiefe brauſt. Nur ſelten unterbricht eine Lichtung mit menſchlichen Wohnungen das Waldesdunkel; auch über der Waldregion ziehen ſich nur

magere Weiden an den steilen Hängen hin, selten sind Alphütten und Heerden, nur der in der Tiefe tosende Bach unterbricht die Stille. Hinter dem Wirthshaus zum Tschuggen wird die Umgebung öde, wild; zahlreich sind die Geröllhalden, Felsblöcke unterbrechen vielfach den Rasen, bis an die Straße herab blühen die Alpenrosen, die hier auch der schwache Kurgast ohne Mühe pflücken kann. Wilder wird die Gegend, zerrissener starren die Felsenkämme zu beiden Seiten empor, zahlreicher werden Geröllhalden, Felsbrüche, oft gleicht die ganze Thalsohle einem wilden, schwärzlichen Steinmeer. Schneeinseln auch im Hochsommer, von farbenprächtigen Enzianen, holden Vergißmeinnichten umblüht; magere Schafe klettern an den Hängen, ein einsamer Schäfer blickt melancholisch den Reisenden nach, nur der sausende Wind, der heisere Schrei eines Raubvogels in hoher Luft unterbricht die tiefe Stille. Zwischen zwei gewaltigen Bergen, die wie Riesenwächter den Uebergang hüten, links das Weißhorn, rechts das Schwarzhorn, der höchste Berg der Landschaft (3151 M.), begrüßt der Wanderer freudig auf der Höhe des Passes (2405 M.) in schauerlicher Felseneinsamkeit das stattliche Gasthaus, das seit vorigem Jahr auch im Winter bewohnt wird. Wenige Kühe und Schafe nagen am kurzen Rasen, der das Haus umgrünt; zwei kleine, verschieden gefärbte, nur im höchsten Sommer gänzlich eisfreie Seen spiegeln in ihren klaren Wellen die über schwärzliche Felsenmauern hereinhängenden Eisränder der Gletscher, kalt weht der Wind, heult droben um Hörner und Zacken, und melancholisch klingen und summen die Telegraphendrähte. Jenseits senkt sich der Weg steil hinab

in nicht minder wilde Schluchten, doch bald erfreut ein Blick in das schöne Engadin.

Angenehmer, freundlicher ist das Dischmathal, das sich zwischen Dörfli und Platz öffnet, und einen prachtvollen Blick auf den Scalettagletscher gewährt. Leider ist dieses Thal nur für Bergwägli zugänglich, obgleich früher die Weinstraße nach dem Veltlin, (das Davos noch heute mit dem von V. v. Scheffel im „Gaudeamus" gefeierten Rothwein versorgt), hier durch und über den Scalettapaß nach dem Engadin führte. War ein gefährlicher Uebergang! Mancher Stab Saumpferde ward sammt dem Säumer von niedergehenden Lawinen verschüttet, und die bleichenden Knochen erschrecken den Wanderer, der noch diesen Pfad begeht. Auch die Oesterreicher benutzten diesen Platz bei ihren Einfällen in die Landschaft; „Kriegsmatte" heißt noch der Plan, auf dem einst die tapferen Davoser die Feinde im heißen Kampf überwältigten. Das Thal ist reich an fruchtbaren Alpenweiden; zahlreiche Hütten beleben die Hänge, nahe am oberen Ende bilden sie ein kleines Dörfchen, Dürrenboden, welches, wie die einzelnen Alphütten, nur im Sommer von den Davosern bewohnt wird. Mit Kind und Kegel folgen die meisten Familien ihren Heerden auf die Alpweiden und bleiben dort bis zum Herbst, nur zur Haupternte kehren sie zeitweilig in die Hauptwohnung zurück. Dies erklärt die dem Fremden auffällige Stille der Landschaft im Sommer; viele Häuser scheinen ausgestorben, fröhlich spielende Kinder erfreuen selten das Auge. Erst wenn die Nächte rauher werden und die Herbstzeitlose auf den kahlen Wiesen erscheint, belebt sich das Hauptthal. Die Thüren der Häuser öffnen sich, Kinder lachen und spielen

im Sonnenſchein, das Thal iſt erfüllt von Heerdengeläute. Und während die Männer der Pflege ihres Viehes warten, buttern und käſen, Viehhandel treiben, und im Winter aus dem Veltlin Wein über den Bernina- und Flüelapaß einführen, kartätſchen die Frauen ſchwarze und weiße Wolle durcheinander, weben aus den ſelbſtgeſponnenen Fäden ein derbes, graues Zeug, den Stoff ihrer Kleider — die Jugend aber beſucht jetzt fleißig die Schule, die den Sommer traurig verödet ſtand. Ein einfacher, kräftiger Menſchenſchlag, dieſe Bewohner; ſtill, zurückhaltend den Fremden gegenüber, erſcheinen ſie auf den erſten Blick oft beſchränkt, was ſich aber bei längerem Umgang durchaus nicht beſtätigt. In einer Beſchreibung von Davos werden die Davoſer geſchildert: „Sie ſind echte Deutſche von unverfälſchtem Schlag, blondhaarig, nicht zu groß, aber ſehr kräftig, terngeſund, mäßig, arbeitſam, und in jeder Hinſicht ſehr tüchtig. Ihr ganzes Weſen iſt natürlich und einfach und zeigt von Unverdorbenheit des Charakters. Aufgeweckten Geiſtes wiſſen ſie ſich überall den ihnen gebührenden Platz zu ſichern; angeſehene Gelehrte, die bedeutendſten Staatsmänner und Kriegshauptleute Bündens ſind aus ihnen hervorgegangen.“ Viele verlaſſen die Heimat, um draußen ein Vermögen zu erwerben, beſonders gern errichten ſie Conditoreien in großen Städten; reich kehren ſie zurück, um den Abend des Lebens in Ruhe in der Heimat zu verbringen. Der Fremdenzufluß, geſteigerter Verkehr, geänderte Werthverhältniſſe haben ſchon manche Veränderungen in den einfachen Sitten und Einrichtungen hervorgerufen; hoffen wir, daß die mit Macht einſtrömende Cultur dem wackeren Volk nur zum Segen gereichen möge.

Eine gute Straße führt thalab in einer Stunde nach Frauenkirchen. Das kleine Kirchlein, das dem Ort den Namen gab, leuchtet von seiner Höhe weithin durch's Thal und ist interessant wegen des Lawinenspalters, eines keilförmigen Anbaues an der den Bergen zugekehrten Giebelseite, welcher im Jahre 1817 eine gewaltige Lawine theilte, die beim Anprall, wie ein Röthelstrich zeigt, bis zum Giebel reichte. Hier zweigt sich der Fahrweg — leider auch nur für Bergwägli passirbar — in das lieblichste Davoser Nebenthal, das Sertigthal, ab. Am Berghange erfreuen das Auge des Flachländers kleine, nur mit der Hacke zu bearbeitende Gersten- und Kartoffelfelder, die er bei Platz und Dörfli gänzlich vermißt. Rüstige Fußgänger steigen auch wohl sogleich durch ein dichtes Tannen- und Lärchengehölz, mit reichlichem Moos und Beerengesträuch untermischt, nach dem Schwefelbad Clavadel empor. Die Aussicht ist hier nach Davos-Platz und Frauenkirchen zurück, auch in den Hintergrund des Seitenthals reizend. Auf schönen Wiesenhängen stehen zahlreiche Häuser und Ställe, oft nur von Rundhölzern gezimmert, oft aber auch massiv gemauert und weiß getüncht, mit grünen Fensterladen und frommen Sprüchen am Giebel. Wie im Dischma-Thal breitet sich auch hier auf erweiterter Wiesenfläche vor den Augen des Wanderers ein Dörfchen aus, nur im Sommer bewohnt, dennoch durch ein Kirchlein mit zierlichem Glockenthurm geschmückt. Das Schönste aber in diesem Thal ist der Dukanwasserfall (hier Sertigwasserfall genannt), der in drei Absätzen im majestätischem Fall eine 20—23 M. hohe Wand herabstürzt und mit seinem Silberschaum die hold erröthenden Alpenrosen küßt.

Schwer zugänglich und darum wenig besucht ist das Monsteinerthal; trotz seiner hohen Lage der fruchtbarste, ergiebigste Theil der Landschaft. Wenn noch das anmuthig, heimelig an den Hügel gelehnte, von lichtem Erlengebüsch umschattete, vom Landwasser umbrauste Spinerbad genannt ist, so sind, da der Schmelzboden schon früher erwähnt wurde, so ziemlich alle Hauptpunkte der Landschaft angeführt.

Ein stilles Thal, eine enge, beschränkte Welt, dieses Davos! Wenig bietet es des Interessanten und Schönen, bald sind seine Eigenthümlichkeiten und Reize durchkostet — für den Oberflächlichen und Uebersättigten. Anders wird ein tiefes, sinniges Gemüth urtheilen; je länger es in dieser Vergeinsamkeit weilt, je heimischer es sich fühlt, desto größere, ungeahnte Herrlichkeiten erschließen ihm die vertrauten Umgebungen, täglich erfreuen neue heimliche Reize. Hier heißt es so recht: „Suchet, so werdet ihr finden!“ Und Eines findet Jeder, wer es auch sei: die herrlichste, köstlichste Luft! sie allein wiegt reichlich alle Entbehrungen an gesellschaftlichen Genüssen auf! — Sollten diese Zeilen Lungenleidenden oder solchen, welche zu Lungenkrankheiten disponiren, in die Hände kommen, so mögen sie, wenn es ihre Mittel und Verhältnisse erlauben, alle Bedenken hinter sich werfen und mit fröhlicher Hoffnung nach Davos aufbrechen. Ist, wie gesagt, die Krankheit noch nicht zu weit vorgeschritten, so wird ein günstiges Resultat *sicher* das Opfer einer allerdings auch im besten Fall langwierigen Kur reichlich lohnen. Sie mögen sich rüsten, um mit dem Beginn der Kursaison Mitte oder Ende Juni hier einzutreffen, den Sommer in Ruhe und Geduld der Kur widmen, um dann im Herbst geheilt den Postwagen zu besteigen, der

der Heimat entgegen rollt. Ueberblickt dann der Geneſene bei der letzten Biegung noch einmal das ſtille Thal, das er ſo krank und matt betreten und nun ſo friſch und ſtark, ſo munter und froh verläßt, dann ſchwenkt er wohl zum Abſchied den Hut, und aus dem Herzen quillt es ihm auf: geſegnet ſeiſt du, Davos!

Aus dem Krankenzimmer.

Ich war krank, ſchwer krank. Keine Schmerzen quälten mich, der Geiſt war friſch und klar, nur die Kräfte ſchwanden dahin, täglich, faſt ſichtbar, und wenn es auch nicht die verweinten Augen meines Weibes, die ſtille Trauer meiner Freunde, die ernſten Mienen des Arztes deutlich genug verkündet hätten — ich fühlte, mein Leben hing nur noch an einem dünnen, ſchwachen Faden. — Es iſt unbeſchreiblich traurig, ſein Leben ſo dahinſchwinden ſehen, mit vollem Bewußtſein der Auflöſung entgegengehen, ſich täglich, faſt ſtündlich den Tod näher kommen fühlen.

Auf Berg und Thal glänzte die goldene Herbſtſonne, wonnige Wärme weckten ihre milden Strahlen im kranken Körper; dazu war der Himmel ſo klar und blau, die Erde ſo grün und farbenprächtig, friſches Leben regte ſich allüberall: von der Straße klang heiteres Geplauder, von den Bergen fröhliches Jauchzen in mein ſtilles Stübchen; ich ſah die Menſchen in Geſundheit und Kraft ſich ihres Lebens erfreuen, ſah ſie rüſtig wirken und ſchaffen — und ich? — ich ſollte ſcheiden aus dieſer Herrlichkeit, keinen Theil mehr haben an dem fröhlichen Treiben um mich — ſollte ſterben!

Zu meinen Füßen ſaß mein Kind, verlangte vom Vater, er ſolle ihm Geſchichten erzählen, wie ſonſt mit ihm

ſpielen und lachen — armes Kind! — Keine liebende Hand wird dir die Wege des Lebens ebnen, kein Freund wird dir rathend, tröſtend und helfend zur Seite ſtehen, wenn die Prüfungen kommen, die Scheidewege, Entſchlüſſe fordern, von denen Wohl oder Wehe der Zukunft abhängt! Spät erſt, vielleicht zu ſpät wirſt Du mit bitteren Schmerzen erfahren müſſen, was dir das Schickſal genommen. — Auch mein Weib ſtand neben mir; die bleichen Züge, der ſtumme Schmerz im Auge klagten: willſt Du mich wirklich verlaſſen? wie ſoll ich leben ohne dich, wie beſtehen in der herzloſen, liebloſen Welt? — Und ich gedachte meiner Jugend, meiner Glücksträume! — Sollten ſie ſo bald ſchon enden? ſollte ich jetzt ſchon ſterben, da ich der Welt ſo wenig genützt? da ich ſo viel noch wirken und ſchaffen wollte? Sollten meine Pläne und Entwürfe mit mir vernichtet, verloren werden? — — Und noch Anderes kam dazu. Der Glaube wollte ſchwach werden, bittere Fragen an den Lenker der Schickſale quollen im Herzen auf, nicht blos ein: „Warum?“ — bald ſtanden die Gedanken vor dem ſchrecklichen: „Und was nachher?“

Dennoch war ich nicht ſo unglücklich, als es ſcheinen möchte; kein wilder Schmerz fraß an meinem Herzen, ich ſtemmte mich nicht trotzig gegen das Schickſal, um ihm dann verzweifelnd zu erliegen, — nur eine tiefe, unnennbare Wehmuth, eine milde Trauer beſchattete mein Gemüth. Nur ein Bedürfniß war in mir lebendig, nur ein Wunſch: Ruhe! je mehr die Kräfte dahinſchwanden, deſto größer war dieſes Verlangen. Ruhen, immer wieder ruhen! — welche Wonne lag allein ſchon in dieſem Gedanken! Auch die kleinſte Störung that wehe, ſelbſt die ſorgende Liebe

verurſachte Schmerz. — Da dämmerte erſt leiſe, dann ſtärker und immer ſtärker auch eine heiße, herzliche Sehnſucht nach ewiger Stille, ewiger Ruhe!

Ein milder Friedensbogen begann aufzuſteigen vor der dunkeln Zukunft, eine leuchtende Brücke den Abgrund zwiſchen dem Diesſeits und Jenſeits zu überſpannen. Die Angſt war verſchwunden — ich hatte die ewige, unendliche Liebe erkannt, die nur nimmt, um reicher, herrlicher wiederzugeben, die für jeden Verluſt einen Erſatz bereit hält, die Alles ſo abwägt und ausgleicht, wie es zu unſerm wahren Heil am förderlichſten iſt. War nicht dieſe Sehnſucht nach Ruhe und Frieden eben eine milde Ueberleitung zu einem neuen Daſein, ein Ausgleich gegen die Liebe zum Leben? Mir war, als ſpreche eine Stimme zu mir: „Thörichtes Menſchenkind, warum vertrauſt du nicht? — oder ſind deine Augen verſchloſſen, erkennſt Du nicht, daß dein ganzes Leben eine Bezeugung eben dieſer Liebe iſt?“

Und wie nun die Blicke zurückgingen in meine Vergangenheit, da war mir, als falle ein Schleier von meinen Augen. Im Glück wie im Leid, in der Freude wie im Schmerz — überall ſpürte ich das Walten einer geheimnißvollen Macht, derſelben, die auch jetzt mit linder Hand Balſam auf das wunde Herz legte, die Angſt des Todes umwandelte in milde Wehmuth, herzliche Sehnſucht nach Ruhe! Von Kindheit an hütete ſie mein Leben, träufelte im Glück einen Tropfen Wermuth in den Freudenbecher, mich an den Ernſt des Lebens zu erinnern, und als ich am Sarg der Mutter meines Kindes weinte, öffnete ſie mir die Augen für die Noth meiner Nebenmenſchen, zeigte mir hohe Ziele und ſprach: trage, ſchaffe! — Und wie mich das

Glück nicht übermüthig machte, verzagte ich nicht im Leid; der leiſe waltenden, ausgleichenden Liebe hatte ich zu danken, daß ich den Schmerz überwand, das innere Gleichgewicht wieder fand. — So ſah ich mein ganzes Leben durchleuchtet, geleitet und getragen; ich konnte nicht anders, mußte mit ſtillen Schauern die Hände falten und eingeſtehen: Ja, der Herr hat Alles wohl gemacht!

Und je mehr ich ſeinen Spuren nachging, deſto ſtiller ward es mir im Gemüth; ein ſüßer Friede erfüllte meine Seele, je klarer ich erkannte, wie wunderbar die unendliche Weisheit Gottes uns zum Ziel leitet, wie Glück und Leid ſich ergänzen müſſen, wie für jeden Seelenzuſtand ein lindernder, vermittelnder Ausgleich vorbereitet iſt.

Wie hätte ich nun noch vor dem Tode zittern können? — Wohl war es hart, die ſchöne Welt ſchon jetzt verlaſſen zu müſſen — aber war es nicht die Stimme des Vaters, die mir zurief: „Schlafe, Kind, du haſt dich der Schönheit genug erfreut!“ Sollte ich murren und mich ungeberdig ſtellen, da ich doch wußte, daß er nur aus Liebe alſo ſprechen, auch hier nur mein Beſtes wollen könne? — Wohl machte mir mein Kind noch viel Noth — ach, ich hätte ja den Knaben ſo gern herangebildet zum tüchtigen Mann — was wird aus ihm werden, wenn er ſo frühe ſchon die väterliche Leitung und Liebe entbehren muß? — Aber konnte nicht auch das Leid ihm zum Segen ausſchlagen, eine harte Jugend ihn zum rechten Manne reifen? Ich ſelbſt hatte als kleiner Knabe meine Mutter zu Grabe geleitet, hatte nie erfahren, wie ſich's am Mutterherzen ruht, wußte nichts von Mutterliebe und Muttertreue! Das war wohl ein harter Verluſt für's Leben, aber zum Erſatz ward

mir gegeben eine Ahnung von der Herrlichkeit der Mutterliebe, wie sie eben nur der haben kann, der ihren Mangel schmerzlich empfindet. Die Sehnsucht nach dem verlornen Glück ward zum Verlangen nach Liebe überhaupt, machte mich dankbar für jegliche Theilnahme, lehrte mich Liebe üben — durfte ich da noch klagen? Dazu lebt und webt ja mein Kind in der leichen Liebe, die mein Leben behütet, gerade sein Verlust wird ihm edle Herzen öffnen, auch ohne mich wird sein Leben nicht liebeleer sein, wie es meines nicht war trotz des Verlustes der Mutter — ich bangte nicht mehr um ihn! — Aber mein armes Weib! — Ja, mein Scheiden wird sie mitten in's Herz treffen, sie wird Schmerzen zu überwinden haben, die sich nicht sagen, nicht beschreiben lassen. Aber sie wird das Leid überwinden, wie ich es einst überwand, ihre Liebe zu mir wird ihr Kraft geben, die ewige Liebe ihr helfen! Sie wird überwinden um meinetwillen! Wer sollte sonst mein Gedächtniß bewahren, wer sollte meinem Knaben ein Bild seines Vaters in die Seele pflanzen? — Ja, sie wird als Siegerin hervorgehen aus dem schwersten Lebenskampf, stärker und besser — auch ihr wird das Leid zum Segen werden! — Und wenn ich Weib und Kind der Vaterliebe des Höchsten empfehle, wenn ich sie in seiner Hut sicher weiß — was kann mich noch an die Erde fesseln? kann mich noch der Tod erschrecken? — Ach, er ist nicht so schrecklich, der Tod, nur recht in's Auge sehen muß man ihm! Mit leisem Lächeln gedachte ich jetzt meiner Arbeiten, Pläne und Entwürfe! Wie viel tausend Knospen, Keime und Kräfte kommen nicht zur Entfaltung, und wird die Welt deßwegen ärmer? Sei nur bescheiden, du Menschen-

kind! Dein Hingang reißt keine Lücke in die Welt, tausend bessere Kräfte sind bereit, an Deine Stelle zu treten, dich zu ersetzen — auch hier steht der Ausgleich nie still!

Die Frage: warum? — sie war überwunden, mit ihr zugleich die schwerere: was nachher? — Wie hätte ich jetzt noch zagen und zweifeln können, da ich der ewigen Liebe Gottes so gewiß geworden war? Stille ward es im Herzen; die eignen Hoffnungen und Wünsche schwiegen, ich hatte mein Geschick in die Hände dessen befohlen, der mich noch nie verlassen und versäumet, ihm vertraute ich meine Lieben, ganz flüchtete ich mich in den Schooß der ewigen Liebe, — da ruhte ich sicher und geborgen.

Ein neues, eigenartiges Leben erwachte in mir. Wie ein Wanderer, der die Höhe des Weges, der ihn in ein schöneres, besseres Land führen soll, erreicht hat, nun stille steht, zurückblickt in die verlassene, von mildem Abendschein verklärte Gegend, sich noch einmal ihrer Schönheiten erfreut, sie stiller und reiner genießt, während das Ziel seiner Pilgerfahrt vor ihm in ahnungsvoller Ferne aufdämmert — so bei mir. Oft und gern weilte mein Geist in vergangenen Tagen, dem Leid war jeder Stachel genommen, die Freuden erschienen im milden, verklärten Licht. Und auch die Gegenwart vergaß ich nicht. Die Schönheiten der Natur verursachten mir nicht mehr Schmerz, ich erfreute mich der harmlosen Heiterkeit meines Kindes, die treue Liebe meines Weibes erquickte meine Seele. Kein Mißton störte mehr die ruhige Harmonie meines Gemüths, stille erfreute ich mich der milden Ruhe, die wie Abendsonnenglanz mein Leben verschönte, empfand dankbar auch die kleinste Freude, die mir noch beschieden war, blickte gefaßt in die Zukunft.

Ich ruhte ja ſicher in den Armen der ewigen Liebe, die mit meinem Tod nicht endete, von der mich nichts ſcheiden konnte, war auch das Leben entflohen!

Briefe.

Briefe von Heinrich Schaumberger an Dr. Fr. Hofmann in Leipzig.

Davos, den 16/12. 1873.

Theuerſter, wertheſter Herr Doctor!

Wenig fehlte, ſo erreichten mich ihre herrlichen Briefe nicht mehr. Der erſte traf mich in voller Fiebergluth und faſt unerträglichen Schmerzen einer neuen Rippenfellentzündung, — gerade da ſtand es ſehr bedenklich. Geſtern nun kam der zweite — ein erwünſchter Freudenbote, der noch am Abend meinen troſtloſen dreißigſten Geburtstag aufheiterte und einen Freudenſtrahl in unſere bekümmerten Seelen lenkte.

Danken können wir Ihnen nicht; wenn das Herz zu voll iſt, dann kann man nur noch ſchweigen! Was Ihre Briefe für uns bedeuten, das iſt eben nur begreiflich, wenn man ſich ganz in unſre Lage verſetzt. Worte des Dankes haben wir nicht, aber Ihre Briefe liegen neben meinem Krankenlager, und jeder Blick, jeder Händedruck, den ich und meine treue, herrliche Frau tauſchen, brauche ich zu ſagen, was er bedeutet?

Ja, ich ſtand wieder einmal erſchrecklich nahe vor dem dunkeln Vorhang, hinter den noch kein Lebender geſchaut.

So oft mir das nun auch schon begegnet, warum soll ich's leugnen, daß solche Augenblicke eben doch schwere Momente sind? Es ist hart, so jung aus dem Leben scheiden müssen, aus einem Leben, das doch auch noch im Elend schön ist — eben als Leben! Doppelt furchtbar hart aber ist es, abscheiden zu sollen — und Weib und Kind unversorgt zurücklassen zu müssen. O Herr Doctor — es gibt Schmerzen in der Welt, die manchmal menschliche Kräfte übersteigen wollen. Doch will ich Sie nicht mit muthlosen, nutzlosen Klagen belästigen, nur das melde ich noch, was Ihnen schon die Bleistiftschrift gesagt haben wird — daß ich nun in der That gänzlich darniederliege und völlig verdienstlos bin. Fürwahr, ohne Ihr freundliches Entgegenkommen eine Lage, von der ich doch nicht wüßte, wie ich sie ertragen sollte.

An Herrn Dr. Julius Große ging heute Buch und Brief ab. — Schade, daß ich eine zweite Erzählung, die demnächst bei Zwißler erscheinen dürfte, nicht beilegen konnte. Den Brief gab ich ganz in der mit so dankenswerther Freundlichkeit übermittelten Form, nur meine neue Erkrankung flocht ich noch mit ein. Anbei mit herzlichem Dank die Beilage zurück. Möchte doch meine traurige Lage die Herzen des Vorstandes rühren — meine Kräfte sind dahin, Ruhe zu einem fast schmerzhaften Bedürfniß geworden, und dabei wachsen die Sorgen!

Ist sonderbar! Obgleich mir Ihre außerordentliche, ganz ungewöhnliche thätige Theilnahme fast ein Gefühl wie Bedrückung aufzwingt, ist mir doch wieder nicht anders, als stände ich bei Ihnen, dem längst vertrautesten, bewährtesten Freunde gegenüber. Wie so viel möchte ich Ihnen sagen

und klagen, was mir in meiner Einsamkeit so schwer auf dem Herzen liegt, wie so gern einmal meinem Innern Luft machen, wenn ich nur könnte! Ach, es ist ein hartes Loos, in solchen Jahren, in solchem Zustande so gänzlich vereinsamt zu stehen. Nicht, daß es mir hier an Theilnahme fehlte, im Gegentheil, alte und neue Curgäste überschütten mich mit Freundlichkeit, kommen mir mit der aufrichtigsten Freundschaft entgegen. Allein das kann mir den fehlenden Umgang, den ich meine, nicht ersetzen. Es ist gar so freudlos, von einem Tag zum andern fortzubüffeln, ohne Anregung und Erfrischung; es ist so gefährlich, nur immer mit den eigenen Kohlen heizen — immer und immer im trostlosen Ringen der eignen Ideenwelt dahintreiben. Man hat Bücher und Zeitungen; allein die rechte Anregung, wahrhafte Förderung, die ein schaffender Geist braucht, geben sie doch nicht. Nie empfand ich die Wahrheit des Wortes: „Unbedingte Thätigkeit macht bankrott," so hart als diesen Herbst. Es war vielleicht vermessen, in meiner Krankheit, die jeden Augenblick eine Katastrophe befürchten ließ, einen dreibändigen Roman zu unternehmen. Aber wer kann dem innern Drang befehlen? Und ich sah nun einmal in der Arbeit: „Erlebnisse und Erfahrungen eines Lehrers!" eine Art Lebensaufgabe. So begann ich das Wagniß. Leider wuchs mir die Arbeit unter den Händen, der Sommer ging hin, und als der böse Herbst kam, ein Anfall nach dem andern mich niederwarf, war ich noch lange nicht zur Schürzung des Knotens gelangt. Diese Noth ist unbeschreiblich! Wenn jeder Nerv, jede Muskel nach Ruhe schreit, sich an den Schreibtisch setzen und poetisch produciren, — das sind Folterqualen. Wenn man auf

dem Stuhl zuſammenbrechen möchte, die zitternde Hand den Dienſt verſagt, das fiebernde Hirn keinen Gedanken zum andern bringt, — und doch die Angſt um die Zukunft von Weib und Kind, die ganz nahe drohenden Geſpenſter der Noth und des Hungers ihr fürchterliches „Du mußt!“ fort und fort wiederholen — o ſolch ein Schaffen iſt Höllenqual! Und ſo habe ich mich Monate hindurch abgekämpft! — Zum Glück iſt der Roman vollendet; wenn auch ängſtliche Sorgen und Zweifel mich oft niederdrücken, ich will hoffen, daß die umfängliche Arbeit wenigſtens nicht ganz ihren Zweck verfehlt und Weib und Kind noch einige Hülfe nach meinem vorausſichtlich ſehr bald eintretenden Hinſcheiden bereiten möge.

Ich muß die Hände in den Schooß legen; wenn ich noch etwas zu ſchaffen vermag, ſo können das nur unbedeutende Kleinigkeiten ſein. Allein trotz aller Furchtbarkeiten meiner Lage bin ich doch weder ganz troſtlos, noch ganz muthlos. Ich habe meine Pflicht gethan, habe mich wacker gerührt ſo lange ich irgend konnte! Dies Bewußtſein macht mir die erzwungene Arbeitsloſigkeit erträglich, verſüßt die aufgenöthigte Ruhe, verkürzt die ſchlafloſen, langen Nächte. Ferner aber habe ich oft erfahren, daß doch im Ganzen nur ſelten Menſchen gänzlich im Unglück verkommen, — meine muthige, wackere Frau, ſie wird ja auch Mittel finden, meinen ſechsjährigen Buben groß zu ziehen. Sie hat arbeiten gelernt, und vielleicht erweckt ihr ſo namenlos trauriges Schickſal edle Herzen, die ſich ihrer und ihres Kindes annehmen. Ach die Treue verdient ſchon allein um ihre unbeſchreibliche Aufopferung, ihre unermüdete Liebe zu mir ein beſſeres Schickſal.

Ich gestehe gern, daß ich dies Alles mit Absicht schreibe. Ich muß stündlich erwarten, die letzte große Veränderung an mir zu erfahren — es ist meine Pflicht, auf jede Weise der Meinen Theilnahme zu erwecken. Werden Sie mir für den abermaligen Mißbrauch Ihrer Güte zürnen?

Ihre Nachricht in Betreff der „Gartenlaube" — das war freilich eine Freudenbotschaft. Ich wagte nicht darauf zu hoffen. Herrn Keil schriftlich meinen Dank auszusprechen, behalte ich mir vor — für heute ist es mir ganz unmöglich. —

Der Brief wird länger als ich beabsichtigte — ich schließe. Ich möchte nicht Ihre Zeit ungebürlich in Anspruch nehmen; — allein wenn mit Gelegenheit wieder solch herzhafter, frischer, „quicker", heimathsduftiger Brief von dem theuren Landsmann einträfe — es braucht's ja nur wenige Zeilen — das wäre ein Freudentag für Ihren — Sie und werthe Familie herzlich grüßenden ergebensten

H. Schaumberger,

(bei J. Beeli.)

Davos, den 17/12. 73.

Hochgeehrtester, theuerster Mann!

Was soll ich sagen zu so viel Aufopferung und Güte? Fast täglich ein Brief an mich — ohne die andern Schreiben in meinem Interesse? — Ich weiß nicht, was ich sagen

ſoll, kaum wie ich mich in ſo viel Güte finden ſoll! Tauſend, tauſend Dank — Sie edler Mann! Und auch Große! — Wie wohlthuend wirkt der Eifer — freilich, Sie werden für mich auch ins Feuer gegangen ſein. — Entſchuldigen Sie mein Staunen. Lieber Gott, ich bin aus meinen früheren Verhältniſſen nicht gewohnt, ſolche und ſolche ſchleunige Berückſichtigung zu finden, ich habe warten lernen müſſen und habe noch täglich Gelegenheit, mich in Geduld zu üben, ſowie ich in Coburg irgend eine Angelegenheit zu erledigen habe.

Tauſend, tauſend Dank!

Buch und Schreiben ging bereits geſtern an Herrn Dr. Große ab. Zugleich erhielt ich geſtern abermals mit Ihrem werthen Brief 6 Aushängebogen meiner Erzählung „Im Hirtenhaus“ vom Verleger Zwißler. Ich hätte Ihnen die Bogen gern ſogleich unter Kreuzband zu ev. Benutzung nachgeſchickt, allein das Bedenken hielt mich zurück, daß ſolch ein Bruchſtück leicht mehr ſchaden als nützen könne. Ohnedies iſt „Hirtenhaus“ eine Arbeit, über deren Werth ich mir ſelbſt nicht klar bin. Mein ſeliger Schwegervater ſtellte ſie als Volksſchrift hoch über „Vater und Sohn“ — und in der That will ſie nichts ſein, als eine Volksſchrift. Auf Anregung meines Schwiegervaters beſchloß ich einmal die Armenverhältniſſe des Dorfs darzulegen. Es iſt alſo eigentlich eine Tendenzſchrift, dies mag den etwas überwiegenden Realismus, der durch ſeine Draſtik mich ſelbſt faſt erſchreckt, erklären. Auf der andern Seite fehlt es dem Buche freilich auch nicht an Humor, ich glaube, daß ſich da und dort ein Fünkchen Poeſie hinein verirrt hat, und in der pſychologiſchen Ausführung ſteht

es mindestens „Vater und Sohn“ gleich. — Natürlich stehen die Bogen jederzeit zu Ihrer Verfügung, ebenso das Büchlein, sowie es fertig vorliegt. Ach Gott, Sie werden mich sobald nicht los werden!

Mit der Gartenlaube habe ich Geduld, begreife, daß das nicht von heut auf morgen geschehen kann. Wie soll ich Ihnen und Herrn Keil doch nur danken?

Meine Frau — Dank — Empfehlung.

Mir aber geht es eben recht herzlich schlecht. Kaum hat sich die Rippenfellentzündung zum Bessern gewendet, so beginnt mein Hals zu rebelliren. Reden kann ich schon seit $1^1/_2$ Jahren nicht mehr — jetzt kann ich zur Abwechselung kaum rohe Eier verschlingen. Es gibt viel Leiden auf der Welt.

Mit den herzlichsten Grüßen — könnte ich Ihnen doch nur einmal die Hand drücken —

Ihr ewig dankbarer

H. Schaumberger.

Davos-Platz, den 12. Jan. 1874.

Wertheſter Herr Doctor!

Ich beeile mich, für Ihren werthen Brief und die für uns alle so werthvolle und wichtige Beilage zu danken. Sonderbar, daß mich Ihre Freudenposten immer auf dem Krankenbett treffen. Kaum hatte ich mich ein wenig von

meiner Rippenfellentzündung erholt, so warf mich eine furchtbare Halsentzündung nieder. Denken Sie sich meine Lage, nur unter den fürchterlichsten Schmerzen würge ich täglich 18—20 rohe Eier hinab, meine ganze Nahrung. Selbst Wasser kann ich nur mit Noth trinken, da es in die Luftröhre läuft und furchtbar zum Husten reizt. —

Nicht um zu klagen schreibe ich — allein Sie werden begreifen, mit welcher bangen Sorge ich in solcher Lage dem Entscheid der Schillerstiftung entgegensehe. — Besonders aber ist es die Bitte, die ich wagen möchte, sollte ich unerwartet rasch abgerufen werden, wäre es nicht möglich, meiner Frau die mir event. zugedachte Unterstützung zu retten? — Entschuldigen Sie meine Zudringlichkeit — meine Lage ist darnach! — —

Der Name Wücke ist mir bekannt. Hat er nicht Gedichte und kleine Abhandlungen in den Mundarten seiner Heimath geschrieben? Ach, es gibt eben doch recht viel Elend in der Welt!

Voriges Jahr schrieb ich: „Eine Weihnacht auf dem Lande.“ In dem kleinen Ding werden die Weihnachtsabenteuer eines sechsjährigen Stadtbuben auf dem Lande erzählt; natürlich fehlt es nicht an drastischen Scenen! — Den Schluß bildet ein, einem alten Volksstück in schauderhaften Knittelversen nachgebildetes Weihnachtsstück: Hirten, Joseph, Maria, Knecht Ruprecht, Engel und die drei Weisen treten in Person auf. Mir macht das Ding heute noch herzliche Freude. Aber „Daheim“, an das ich es schickte, lehnte aus Rücksichten des Raumes ab, Hallberger fand es zu kindlich naiv, und Hr. Dr. Rullmann in Frankfurt, dem ich es zuletzt überschickte, findet die Skizze sehr

ſchön, aber für das heutige Publikum völlig ungeeignet. — Nun dachte ich, ob Sie — ein alter Kinderfreund! — ob Sie das Ding einmal leſen möchten — es ſind nur acht Bogen Manuſcript — und wenn es Ihnen gefallen ſollte, vielleicht Ihrem „Weihnachtsbaum“ einverleiben möchten, vorausgeſetzt, daß das ſchöne, ſo recht humane Werk noch beſteht! — Wollen Sie mir darüber wohl kurze Notiz zukommen laſſen, ob ich das Ding ſchicken darf? —

Vielleicht intereſſirt es Sie ein klein wenig, wenn ich Ihnen mittheile, daß ich am Neujahr 1869 bei einem Schulfeſt in Ahlſtedt zu allgemeiner Freude der Zuſchauer von größeren Schülern und einem dreijährigen Buben Ihr „Haſenkühle“ aufführen ließ. Wie ſich das herzig machte! — Weihnachten 1869 führte ich dann in Weißenbrunn Ihr köſtliches „Schulfeſt“ auf — die Vorbereitungen zu dem Pfingſtfeſt unterbrach meine Krankheit. Doch werden — wenn es mein Nachfolger nicht geändert hat — die drei erſten Märchen daraus am jährlichen Schulfeſt — Johanni — auf dem Wege von und aus der Kirche mit Begleitung geſungen und von meinen Muſikanten — die Sie ja aus dem „Umſingen“ haben kennen lernen — geblaſen.

Wenn ich nun noch hinzufüge, daß ich als Junge Ihre „Veſte Koburg“ faſt auswendig wußte, auf meinen Hirtenfahrten auf die einſamen Berghöhen meiner Heimath das Büchlein ſtets im Büchſenranzen neben Schwarzbrod, Butter und Käſe mitführte, bis es eben nicht mehr mitgehen konnte — daß heute noch Reminiscenzen aus Ihrem köſtlichen Queckbrünnle mir trübe Stunden meines Elends erheitern — dann dürfen Sie glauben, daß Sie mir ſchon lange ein werther, werther Freund geworden waren, ehe

ich ahnte, daß ich mit Ihnen in persönliche Verbindung treten würde.

Verzeihen Sie das Geschwätz — ich hätte Ihnen das schon längst gern einmal gesagt. So — schenken Sie auch ferner Ihre Theilnahme Ihrem Sie herzlich grüßenden vielgeplagten

H. S.

Meine Frau trägt mir für „den lieben Hrn. Dr. Hofmann“ noch besondere Grüße auf. Ach, geehrter Herr, bei allem Elend, wie groß war die Freude, als Ihr lieber Brief mit dem gedruckten Blatt ankam. Kein Tag vergeht, da wir nicht in herzlicher Dankbarkeit Ihrer gedenken.

Davos-Platz, den 18/2. 1874.

Theuerster Freund!

Dank Ihrer Vermittelung, Ihrer Aufopferung haben wir von der Schillerstiftung nun wirklich 100 Thaler erhalten. Welch ein Trost dies für uns ist, mögen Sie daraus ermessen, daß ich nun wirklich ans Bett gefesselt bin. Eine traurige Lage, so langsam, langsam dem Tode entgegensiechen, alle Tage von Neuem mit dem Leben abschließen müssen!

Heißen Dank, edler Mann, für Ihre Theilnahme, die uns zu solch großer Unterstützung verhalf — heißen Herzensdank von uns allen!

Erhalten Sie auch fernerhin Ihr geneigtes Wohlwollen

einer unglücklichen Familie, und erfreuen Sie mit Gelegenheit durch wenige Worte

Ihren ewig dankbaren

H. Schaumberger.

Briefe von Heinrich Schaumberger an seinen Verleger Julius Zwißler in Wolfenbüttel.

Davos-Platz (Graubünden), den 1/5. 73.

Hochgeehrter Herr!

Die freundliche Erwähnung meiner in einem Briefe an meinen herrl. Schwiegerpapa, von der mir meine Schwägerin Mittheilung machte, gibt mir Veranlassung, Ihnen meinen herzlichsten Dank für Ihre Theilnahme wie für Ihre gütigen Rathschläge auszusprechen.

Leider hat eine etwas allzu kühne Hoffnung meines lieben Papas eine persönliche Annäherung zwischen uns verhindert. Doch soll das fernerhin kein Hinderniß mehr sein. Die Forderung, die damals Papa schon im Voraus stellte, war bemessen nach dem Honorar, das belletristische Zeitungen zahlen und wohl etwas hoch — besonders für einen Anfänger — gegriffen. Lassen wir das vorläufig auf sich

beruhen. Sehr erfreulich wäre mir, mit Ihnen in Verbindung treten zu können, da ich doch meine Arbeiten nicht blos als Unterhaltungsfutter lesewüthiger Leihbibliothekenhengste geschrieben haben möchte. Allerdings, was man gewöhnlich unter „Volksschriften" versteht, sind sie nicht so recht eigentlich — und doch habe ich die Empfindung, daß die Erzählungen, wenn sie dem Volke nur in die Hände kämen, gewiß segensreich wirken müßten.

Ich bin — um gleich ganz offen zu reden — kein Frommer, und fromme Phrasen bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit sind mir ganz unerträglich. Ich kenne das Volk gründlich und weiß, daß solche Frömmigkeit, wie sie sich in gewissen Büchern (besonders in dem: „Bilderbuch zum heiligen Vaterunser von N. Fries") breit macht, im Volk nirgends gefunden wird, weiß aber auch aus praktischer Erfahrung, daß solche Bücher wohl gelesen werden, aber durchaus nicht wirken. Thatkräftige, selbstständige, sittliche Naturen — und solche muß man doch immer als die wahren Träger des Volkscharakters achten — wenden sich immer mit Unwillen davon ab.

Ich nun möchte dem Volk auf andere Weise beikommen. Nicht mit fremder Mystik suche ich das Gewissen aufzurütteln, sondern ich möchte dem Volk einen Spiegel vorhalten, in dem es sich selbst sieht, dann aber durch Idealisirung den Sieg der sittlichen Idee darstellen. Die Tiefen des eignen Gemüthes möchte ich dem Volke erschließen, es nöthigen, einen Blick in die eigene Seele zu werfen.

Ich lasse es vorläufig damit genug sein, bemerke nur noch, daß ich auch kein Heide bin und die Bedeutung der Religion gar wohl kenne und selbst, ich darf es wohl sagen,

sehr religiös bin. Ich sehe einen Weg, der uns zusammen führen könnte. In nächster Zeit erscheint in der Frankfurter Presse mein „Vater und Sohn“. Nach meiner Ueberzeugung wäre das eine Arbeit, ganz für Ihren Verlag.

Doch greife ich Ihnen nicht vor. Möchten Sie mir ein Programm Ihres Verlages und einige Mittheilungen über Ihre Verlagsbedingungen zukommen lassen, würden Sie ganz außerordentlich erfreuen

Ihren hochachtungsvoll grüßenden

ergebensten

H. Schaumberger.

Davos-Platz, den 30/6. 73.

Hochgeehrter Herr!

Ihren in vieler Hinsicht so außerordentlich erfreulichen Brief vom 13/5. d. J. beantworte ich heute durch Uebersendung eines durchgesehenen Exemplars meiner Erzählung: „Vater und Sohn!“ Ich hoffe, dieselbe soll gleich sehr für sich als auch für mich sprechen, und wenn möglich eine recht innige Verbindung mit Ihnen vermitteln. Wenn auch vielleicht nicht ganz in Betreff des religiösen Standpunktes sind wir doch sonst so ganz und gar eines Sinnes, wurzeln wir beide so ganz und gar auf einem sittlichen und ethischen Grund, daß mir Ihr lieber Brief

schon darum so außerordentlich werthvoll ist, da er so maßvoll und doch klar und bestimmt gleichsam mich selber ausspricht. Auch ich bin gänzlich frei von jeglichem Materialismus, das Christenthum ist mir mehr als bloße Fo m, ist mir das ewig gültige Lebensprincip, die allein vollgenügende Erfüllung unsres Lebens. Nur in Nebendingen stehe ich auf freierem Standpunkt, bin aber weit — weit davon entfernt, für meine persönliche Ueberzeugung Propaganda machen zu wollen.

Eine besondere Freude ist es mir, auch darin mit Ihnen übereinzustimmen, daß die bloße Sittlichkeit für das Volk nicht ausreicht; grade für das Volk ist die Religion, was Licht und Wärme für die Pflanzen.

Doch möge nun meine Arbeit für mich sprechen; ich hoffe, ein warmes Herz für das Volk, ein Verständniß seiner Eigenart, besonders ein starkes Gefühl für das Wahre und Rechte werden Sie nicht darin vermissen.

Bedingungen stelle ich Ihnen nicht; prüfen Sie die Arbeit, und dann machen Sie Vorschläge; wie ich Sie von Papa aus kenne, weiß ich, daß Sie thun werden, was Recht ist.

Nur eines, mein lieber Herr Zwißler! Wollen Sie noch mich brauchen, dann eilen Sie — ich fühle, es könnte bald die Zeit kommen, da mir eine höhere Hand die Feder wegnehmen wird. Mit meiner Gesundheit steht es in Wahrheit schlecht — doch bitte ich darüber gegen meine Familie nichts zu bemerken.

Die Erzählung Papas*): „Zwei Schulmeister ꝛc." ist

*) Pfarrer Oscar Bagge in Weißenbrunn, weit und breit bekannt durch seine volksthümlichen Erzählungen, die er unter dem

leider Bruchstück, kaum bis zur Hälfte vollendet. — Ach, hier hat der Tod viele Hoffnungen zerstört! Gibt mir Gott Frist, so gedenke ich nach Vollendung einer größeren Arbeit: Erlebnisse und Erfahrungen eines Lehrers (der Lehrer ist der im „Vater und Sohn" auftretende Schulbauer!) einen Versuch zu machen, das Bruchstück fertig zu stellen. Glaube jedoch kaum, daß ich mich in die Art Papas werde finden können.

In der Hoffnung auf recht baldige erfreuliche Nachrichten zeichnet mit ganz ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebenster

H. Schaumberger.

Davos-Platz, den 19. Juli 1873.

Hochgeehrtester Herr!

Mit großer Freude erfüllt mich Ihr werther Brief vom 15. d. M. Nicht allein, weil er meine Erwartungen, daß „Vater u. Sohn" ganz geeignet für Ihren Verlag sein würde, bestätigt, sondern, und vor allem, weil eben aus jeder Zeile so vernehmlich der wahrhafte Charakter des Mannes, wie ihn mir schon immer mein seliger Schwiegervater schilderte, hervorleuchtet.

Ohne weitere Bemerkungen nehme ich Ihre Anträge

Pseudonym „Josias Nordheim" veröffentlichte. — Die Revolution in Filzheim von ihm, Verlag von Julius Zwißler in Wolfenbüttel.

in allen Stücken an. Ich thue dies mit einer gewissen freudigen Zuversicht, da ich von Ihnen vollständig überzeugt bin, daß Sie nach meinem Tode meiner Wittwe, meinem Sohn ein treuer Freund bleiben, ihre Interessen fördern werden. Senden Sie darum den Verlagsvertrag bald ein — Sie werden begreifen, daß ich bei meinen sehr zweifelhaften Gesundheitszuständen bald meine erste Arbeit als Buch in Händen haben möchte.

Freiexemplare bedürfte ich, um nur den allerdringendsten Rücksichten gerecht zu werden — 16 bis 18 Stück. Ich sage nicht, daß ich soviel verlange — auch hier überlasse ich Ihnen, die Zahl zu bestimmen.

Natürlich wird „Vater u. Sohn" zwar in Druck und Format sich an Ihre Familienbibliothek anschließen, sonst aber als selbstständiges Büchlein gedruckt?

Ich hoffe, daß nunmehr ein dauernder Verkehr zwischen uns fest begründet sein wird. Was ich an Ihnen schätze, Ehrlichkeit und Geradheit des Charakters, werden Sie auch an mir nicht gänzlich vermissen, und auf diesem Grund soll, wills Gott, eine wahre und feste Freundschaft erwachsen.

Noch eine große Bitte hätte ich: könnten Sie mir das Correcturlesen ersparen? Nur meine Krankheit und Schwäche veranlaßt mich zu dieser Bitte!

Entschuldigen Sie, ist der Brief nicht immer völlig korrect. Ich bin nach einer fast schlaflosen Nacht heute ganz und gar elend, konnte fast nichts arbeiten, und ein sehr schlimmer Hals mit peinigenden Schmerzen, ein unaufhörlicher quälender Husten macht mir das Leben zur Qual. Ach, Herr Zwißler, in meiner Lage gehört Selbstüberwindung dazu, noch poetisch gestaltend thätig zu sein.

Mit den herzlichſten Wünſchen für das Gedeihen des gemeinſamen Unternehmens, ſowie mit den herzlichſten Grüßen in aufrichtiger Hochachtung

Ihr

ganz ergebenſter

H. Schaumberger.

Davos, den 27. Aug. 1873.

Hochgeehrteſter Herr!

Recht ſehr muß ich um Entſchuldigung bitten, daß ich erſt heute Ihre werthen Briefe beantworte. — Wie ſehr uns die Nachricht Ihrer Verlobung erfreute, kann ich freilich nicht ausſprechen. Gott möge Sie und Ihre werthe Braut ſegnen und Sie ein reiches, reines Glück finden laſſen — auch und vor allem ein dauerndes! Mit Wehmuth gedenke ich täglich Ihrer und Ihres aufblühenden Glückes! Ach, nur wer wie ich in der Blüthe ſeiner Jahre das Leben abklingen fühlt, nur der kann den Werth eines beginnenden Lebens und Strebens, eines mit friſchem Muth und fröhlicher Hoffnung begonnenen, ſich noch lange vor dem Blick dehnenden Daſeins recht würdigen. Sie — der Aufſtrebende — ich, mit 29 Jahren ein Abſchließender! Ach werther Herr, und der Abſchluß wird ſo ſchwer, da ich eben

jetzt erſt in meinem herrlichen Weib das reinſte, herrlichſte Glück des Lebens gefunden — gefunden, um es zu verlieren.

Gott ſegne Sie und Ihre werthe Braut, der wir uns zu empfehlen bitten — Gott gebe Ihnen Glück in's Haus, Gedeihen in Ihr Geſchäft! Kein Tag vergeht, da wir nicht mit herzlicher Theilnahme Ihrer gedenken — bewahren auch Sie uns eine freundl. Erinnerung.

Die freundliche Weiſe in der Sie „Vater und Sohn" aufnahmen, gibt mir den Muth, Sie auf eine weitere Arbeit von mir aufmerkſam zu machen. In dieſen Tagen habe ich eine Volkserzählung, die urtheilsfähige Freunde entſchieden über „Vater und Sohn" ſtellen, wegen größerer Innerlichkeit und Gemüthstiefe bei nicht minder ſpannender Erzählung und pſychologiſcher Durchführung der Charaktere (Sie entſchuldigen dies Selbſtlob, das doch keines iſt, da ich nur das Urtheil meiner Freunde wieder gebe!) an Herrn E. Hallberger in Stuttgart für eines ſeiner illuſtrirten Journale verkauft. Leider wird die Arbeit erſt in einem Jahr abgedruckt — da ich nun dieſen Zeitpunkt kaum erleben dürfte, ſo mache ich Sie jetzt ſchon auf jene Arbeit aufmerkſam, die gewiß auch Ihnen Freude machen dürfte. Herr Hallberger ſprach ſich ſehr anerkennend darüber aus, beeilte ſich, das Manuſcript zu erwerben, und erſuchte mich, ihm alle meine Arbeiten zur Prüfung einzuſenden. — Auf dieſe Aufforderung ſchickte ich vor wenig Tagen ein zweites Manuſcript an Hallberger ab, das ich allerdings am liebſten ſogleich in ihrem Verlag als ſelbſtſtändiges Büchlein hätte erſcheinen ſehen mögen. Es ſind das: „Drei Bergheimer Muſikantengeſchichten!" Kleine Geſchichten aus vergangenen Tagen, ſo recht aus meinen liebſten Erinnerungen meiner

Jugend, da ich ſelbſt Dorfmuſikant war, herausgewachſen, ſo recht aus dem Herzen herausgeſchrieben. Es ſind wohl anſpruchsloſe Geſchichten, aber ich glaube, nicht nur dem Volksgemüth entſprechend, ſondern auch voll innerer Wahrheit, bei allem Humor und tollen Streichen, die den Muſikanten beigelegt werden. Ob Herr Hallberger acceptiren wird, weiß ich nicht, da es doch vorzugsweiſe Erzählungen für's Volk ſind.

Entſchuldigen Sie, daß ich ſo viel von mir ſelbſt rede. Wäre ich geſund, ſo könnte ich ja abwarten, um gegebenen Falls, wenn ſich unſre Verbindung als dauernd erweiſen ſollte, mit den Arbeiten ſelbſt unter die Augen zu treten, aber mein bedenklicher Geſundheitszuſtand erlaubt eben ſolches Warten nicht — um meiner Arbeiten und meiner Familie willen bin ich genöthigt, ſchon jetzt vorzuarbeiten, zumal ich auch vorausſichtlich nicht mehr viel werde ſchaffen können.

Seit Februar d. J. arbeite ich an einem dreibändigen Roman: Erfahrungen und Erlebniſſe eines Lehrers! — eben heute beendete ich den zweiten Band. Dieſe Arbeit koſtet mich nun viel Zeit, die Entwürfe zu kleineren Volksgeſchichten werden nun wohl Entwürfe bleiben. Die Welt verliert nichts daran, natürlich, und doch thut es mir leid, daß ich nicht noch dieſe und jene Seite des Volkslebens hervorheben kann, die vielleicht ſonſt wenig beachtet wird. Wenn meine Frau um meine Geſundheit bangt, dann tröſte ich: wie Gott will! — So auch hier: wie Gott will!

Der Kreis meiner Arbeiten wird ein ſehr kleiner bleiben, da ich nur noch eine Erzählung vorräthig liegen habe, von welcher Sie wohl ſchon durch meinen Schwiegervater

hörten: „Im Hirtenhaus!“ Sie entstand durch Anregung meines herrlichen Papas zugleich mit der „Dorfrevolution!“ — es war damals eine kleine Wettarbeit zwischen uns beiden. Papa hielt die Erzählung sehr hoch, vielleicht zu hoch, doch ist sie jedenfalls eine Volksschrift von Werth.

Nun ist die Arbeit von Haus aus als Volksschrift gedacht und ausgeführt; es lag mir daran, einmal den Schleier von den Armenverhältnissen des Dorfes zu heben. Es galt zu zeigen, wie die Armuth auf dem Dorf behandelt wird — auf der andern Seite aber auch die Armuth selbst in ihrer wahren Gestalt darzustellen. Zart und sentimental ist die Arbeit nicht; es war nicht zu umgehen, daß Dinge zur Sprache kamen, die allerdings nicht salonfähig sind — aber wer Uebelstände beseitigen will, der darf sie eben nicht verhüllen und mit Schönpflästerchen bedecken. Beides nun, die Tendenz wie die Ausführung stempeln die Arbeit zum Volksbuch — damit aber ist Zeitungen nicht gedient, und offen gestanden möchte auch ich lieber das Buch gleich vor das rechte Publikum bringen. Wie steht es nun mit Ihren Plänen? Das Buch wird den Umfang wie „Vater und Sohn“ haben — wären Sie vielleicht geneigt, im nächsten Jahr damit einen Versuch zu machen, wenn Ihnen die Arbeit zusagt? — Berührt auch die Erzählung wunde Stellen des Volkslebens, sind die Darstellungen oft derb und hart, so versöhnt doch der das Ganze belebende Humor mit dem Ernst der Handlung, ein erhebender Schluß befreit das Gemüth des Lesers von ängstlicher Unruhe und Spannung. — Wie gesagt, mein Schwiegervater, dem wohl Urtheilsfähigkeit nicht abzusprechen ist, stellte das Hirtenhaus weit über Va-

ter und Sohn, obgleich er es nur in der ersten, flüchtigen Bearbeitung kannte.

Sollten Sie mir gelegentlich eine Antwort zukommen lassen, würde ich mich sehr freuen. Für Ihre Rathschläge und Theilnahme an meinem Geschick herzlichsten Dank! Mit aufrichtiger Hochachtung grüßt

Ihr

ergebenster

H. Schaumberger.

Davos, den 18. Okt. 1873.

Hochgeehrter Herr!

Auf Ihren lieben Brief beeile ich mich, schon heute zu antworten. Derselbe war mir ein rechter Trost in mehr als einer Beziehung. Leider kann ich Ihnen nur sagen, daß es wahrscheinlich rasch zu Ende gehen dürfte. Ich bin schon so schwach, daß ich nur selten das Bett verlassen kann, ein furchtbares Fieber — manchmal 40°+ Cels. zehrt die letzten Kräfte rasch auf. Nochmals meinen herzlichsten Dank an die lieben Ihrigen für die theilnehmenden Rathschläge, die ich nun nicht mehr befolgen könnte, selbst wenn es sonstige Verhältnisse erlaubten.

Ich danke auch für Ihre gütigen Anerbietungen. Herr Hallberger hat nun auch meine „Musikantengeschichten“ erworben. Trotz aller Freundlichkeit des Herrn Hallberger, die ich rühmend anerkennen muß, thut es mir doch leid, daß diese Erzählungen nicht sofort in Ihren Verlag übergingen, ich glaube, wir hätten uns Beide gut dabei gestanden. Ich lebe aber der Hoffnung, daß Sie die beiden Erzählungen: „Zu spät!“ und: „Drei Bergheimer Musikantengeschichten“ nicht aus den Augen verlieren und, wenn sie wieder frei werden, was freilich noch zwei bis drei Jahre dauert, doch noch für Ihren Verlag erwerben werden. (Von hier ab von Frau Schaumberger geschrieben.)

Durch den Bruder meines seligen Schwiegervaters, Herrn Director Selmar Bagge, dem ich es auf seinen Wunsch zur Ansicht schickte, werden Sie nächstens das Manuscript „Im Hirtenhaus“ erhalten. Bitte um freundliche Aufnahme. Es ist eine eigenthümliche Arbeit, die Farben spielen ziemlich stark ins Dunkle, die Nachtseiten des menschlichen Lebens sind vielleicht etwas stark hervorgekehrt. Der Zweck erfordert eben starke Mittel, und wollte ich diesen erreichen, durfte ich der Wahrheit nicht aus dem Wege gehen. Für die wilden, das Gefühl verletzenden Scenen entschädigen dagegen erfreuliche Bilder, dem Humor ist ziemlich viel Spielraum gelassen, und ein erhebender Schluß soll das Gemüth des Lesers vollständig versöhnen. Mein seliger Schwiegervater stellte die Arbeit sehr hoch, er sprach stets mit Begeisterung davon. Ich selbst halte es für ein nicht unbedeutendes Werk, nach meiner Ueberzeugung ist es eine Volksschrift im besten Sinne des Wortes, der bei allen Härten und Schärfen dauernder poetischer

Werth nicht abzusprechen sein dürfte. Ich mache Sie besonders auf die Gestalt des alten Todtengräbers aufmerksam. Doch — ich will Ihrem Urtheil nicht vorgreifen.

Eine Frage. Seit Februar dieses Jahres arbeite ich an einem Roman: „Erlebnisse und Erfahrungen eines Lehrers," der demnächst vollendet werden wird. Ich kann über die umfangreiche Arbeit nur soviel sagen, daß sie sich eingehend mit den jetzt die Welt bewegenden Zeitfragen beschäftigt. Verschweigen will ich Ihnen nicht, daß der Held — es ist der Schulbauer in „Vater und Sohn" — eine sehr freireligiöse Richtung vertritt. Doch werden Sie mir zutrauen, daß es mir nicht um eine Verherrlichung des Materialismus zu thun ist, vielmehr wollte ich die Berechtigung jeder religiösen Richtung, so lange sie sittlich ist, darthun, sowie die Gefahren allzu extremer Ansichten zeichnen. Wäre das umfängliche, drei starke Bände umfassende Werk etwas für Sie?

Was ich meinen Freunden bisher aus dem Roman mittheilte — nahmen dieselben mit ungeheuchelter Freude — ja mit mehr — auf. Sollte mir noch Zeit zum Schaffen bleiben, so gedenke ich zur Erholung zunächst einen kleinen Schwank, der füglich als eine Fortsetzung meiner Musikantengeschichten angesehen werden kann, zu schreiben. Wäre Ihnen wohl auch mit solch kleineren Sachen gedient?

Mit Spannung sehe ich „Vater und Sohn" und Ihrem lieben Brief entgegen. Die gewünschte Lebensskizze lege ich zu beliebiger Verwendung bei, mit einigen Bedenken allerdings, da ich ja noch keinen literarischen Erfolg zu verzeichnen habe und befürchten muß, daß mir diese Skizze als

Eitelkeit ausgelegt werde. Doch werden Sie am beſten beurtheilen können, was zu thun iſt. * * *

Entſchuldigen Sie, verehrter Herr, daß mein Mann den Brief nicht ſelbſt vollenden konnte, doch war er zu angegriffen dazu. Er läßt Sie noch freundlichſt erſuchen, ihm auch mitzutheilen, was für Erzählungen noch als Fortſetzung der Familienbibliothek erſchienen ſeien.

Mein lieber Mann trägt mir noch viele Grüße für Sie auf. Auch meine Schweſter dankt beſtens für Ihren Gruß und bittet mich, ihn zu erwidern. Mit aller Hochachtung zeichnet ergebenſt, unter den herzlichſten Grüßen an Sie und Ihre werthe Braut,

Lenchen Schaumberger,
geb. Bagge.

Davos-Platz, den 30. Nov. 1873.

Lieber Freund!

Ich muß heute mit zwei Entſchuldigungen beginnen. Einmal daß ich mir die Freiheit nehme, Sie anzureden, wie es mein Gefühl mich thun heißt, ſodann daß ich mit Bleiſtift ſchreibe. — Ich bin krank, allem Anſchein nach geht es ſehr raſch mit mir zu Ende, darum beeile ich mich, noch das rechte Wort für meine Empfindungen zu gebrauchen, ehe es für immer ungeſprochen bleibt. Seit Empfang

Ihres werthen Briefes vom 21./11. kann ich kaum das Bett verlaſſen, darum greife ich heute zur Bleifeder.

Nun kommt eine ganze Ladung Dank! Mit herzlicher Freude geſtehe ich, daß die elegante Ausſtattung von „Vater u. Sohn“ meine Erwartungen weit übertrifft. Ich bin ſehr froh darüber. Auch von den Büchern gilt ja: Kleider machen Leute! Da eine prüfende Durchſicht der Erzählung meine frühere Anſicht beſtätigte, daß nämlich dieſe Erzählung ſich ganz wohl zu einer Lectüre für die gebildeteren Kreiſe eignet, ohne deswegen als Volksſchrift im Geringſten zu verlieren, ſo iſt es mir natürlich ſehr angenehm, daß die Geſtalt und das Kleid des Buches dieſem Zweck entgegenkommt. Gott gebe dem Büchlein ſeinen Segen und laſſe Sie wie mich viel Freude daran erleben.

Meinen Dank für das Exemplar des zweiten Bandes der Familienbibliothek. Auch hier freue ich mich — wenn gleich die Geſellſchaft ſolcher berühmter Namen mich als Autor faſt etwas ängſtet — über die glückliche Auswahl der beiden Erzählungen. Beſonders Meiſter Martin der Küper war mir von jeher eine Lieblingserzählung, und über Kohlhaas brauche ich nichts zu ſagen. Ich wünſche Ihnen Glück zu dieſer freieren, gerechteren Auffaſſung des Weſens der Volksſchriften. Ich konnte mich nie damit befreunden, daß der Volksſchriftſteller, indem er für das Volk ſchreibt, gleichſam bei jedem Satz ſich fragt: geht das auch nicht über den Horizont des Volks? Wer ſo recht in dieſem Sinne für das Volk ſchreiben wollte, der müßte ſich doch in Wahrheit das baieriſche „Vaterland“ zum Muſter nehmen. Denn das Volk iſt nun einmal in ſeiner Sprache derb, in einem gewiſſen Sinne ſogar unſittlich, indem es

Dinge grade herausſagt, die man ſonſt tief verhüllt. Und wird es auch der populärſte Schriftſteller dahin bringen, daß er von Allen verſtanden wird? Ich bin der Meinung, jede ſittlich ernſte, einfach erfundene, einfach, warm, herzlich, lebendig erzählte Geſchichte müſſe auch als Volksſchrift gelten können. Und in dieſem Sinne halte ich Meiſter Martin gerade für ein Muſterſtück.

Gott ſegne Ihr Unternehmen, das in dieſem Sinn geleitet nach meinen Erfahrungen als Dorfſchulmeiſter wirklich dem Volk zum Segen werden kann.

Und nun zum Hirtenhaus. Danke Ihrem Herrn Schwiegerpapa für die freundliche Aufnahme und bitte, mich der werthen Familie Grüneberg beſtens zu empfehlen. Ich nehme Ihre Bedingungen im Princip an. Ich weiß gewiß, daß Sie thun was Sie können, aber werden Sie es einem ſchwer kranken Mann verargen, wenn er Sie bittet, in Betreff der ferneren Auflagen, wenn es Ihnen möglich iſt, vielleicht eine kleine Erhöhung eintreten zu laſſen? Ich bitte ja nicht für mich. Einige Freiexemplare verſtehen ſich wohl von ſelbſt. — Bitte, Herr Zwißler, erfreuen Sie uns bald durch einen zuſtimmenden Contract und Brief.

Wenn Satz und Druck ſofort beginnen könnten, das wäre noch ein Lichtblick auf meinem Leidenslager. Wie wollte ich mich freuen, wenn ich dem guten alten „Hansnikel“ — es iſt mein Liebling! — gedruckt wieder begegnete! Freilich, lange darf der Druck nicht hinaus geſchoben werden, denn ich bin ſehr ſchwach, lieber Gott, ſo unendlich ſchwach! Hoffentlich bekomme ich recht bald erfreuliche Nachricht von Ihnen, ich erwarte ſie in der That mit

Sehnsucht. Ich will das Hirtenhaus nicht preisen, aber der Humor, der sich darin entfaltet, das ist Volkshumor, lebendiges Leben, nichts Erfundenes, Gemachtes. Wie er lebendig aus dem Herzen quoll, sollte er nicht wieder zum Herzen sprechen?

Ich schließe, der Brust fehlt der Athem, das Kreuz will zerbrechen. Nochmals den Dank meiner Familie für Ihre Theilnahme und Freundlichkeit. Nächstens noch einiges über meine Arbeiten.

Für heute mit herzlichsten Grüßen Ihr

treu ergebener Freund

H. Schaumberger.

Davos-Platz, den 25/2. 1874.

Wertheſter Herr!

Von Schmerzen gepeinigt, zum Tode schwach, beschränke ich mich auf das Nöthigste, meine liebe Schwägerin wird ausführlich berichten.

Zunächst tausend Dank für das so freundlich ausgestattete Hirtenhaus. Ist ein recht stattliches Büchlein geworden. Wird seinen Weg machen, bin getrost. Ich stelle es kühn allen Schriften von J. Gotthelf an die Seite, denen es in mancher Weise verwandt ist.

Mein beſter Freund, Ihr werther Brief, das war ſo recht ein milder Sonnenſtrahl in die Nacht meines Elends, haben Sie Dank dafür, denn durch Ihr freundliches Anerbieten, ein Honorar von 500 Thlrn. für den Roman, haben Sie für weitere Verhandlungen eine Baſis gelegt, auf der wir weiter bauen, wenn mir auch Ihr Angebot, ſo ehrenvoll es iſt, nicht gänzlich genügt. Ich glaube, davon dürfen Sie überzeugt ſein, daß wir Alle den Roman nur in Ihrem Verlag wünſchen. Ich glaube aber auch, daß Sie das Opus nicht wieder laſſen werden, kennen Sie es erſt. Ein fein gebildeter Deutſcher aus Paris, der ſich ſehr für meine Erzählungen intereſſirt, nannte „Vater und Sohn“, „Im Hirtenhaus“ gut! die „Muſikantengeſchichten“ fand er „gelungen“, „Zu ſpät“ nannte er eine bedeutende Arbeit. Der Mann ſchmeichelt alſo gewiß nicht! — Als er aber den Roman geleſen, kam er ganz erregt zu mir, ſein Urtheil war diesmal: „Ganz ausgezeichnet in jeder Weiſe! ganz vorzüglich! Eine ſehr bedeutende Arbeit!“

Ihren Intentionen entſprechend habe ich nun heute das Manuſcript an meinen Freund, Herrn Dr. W. Rullmann in Wiesbaden geſchickt — notabene hat er „Vater und Sohn!“ und „Im Hirtenhaus“ erhalten? — und werden wir bald Weiteres hören.

Nun noch eine Frage. Ich ſtellte an H. Rullmann die Frage, ob der Roman nicht im Feuilleton einer Zeitung unterzubringen ſei. Nun liegt mir daran zu wiſſen, ob Ihnen ein ſolcher vorläufiger Abdruck angenehm oder unangenehm wäre. Um event. Unterhandlungen mit Rullmann oder Ihnen nicht zu verzögern, bitte ich freundlichſt,

umgehend mir ganz offen und aufrichtig Ihre Meinung auszusprechen über diesen Punkt.

Ich muß schließen. Indem ich für Ihre Theilnahme danke und bald auf weitere Nachrichten hoffe, zeichnet

mit aufrichtiger Freundschaft, unter tausend Grüßen

Ihr

ergebenster

H. Schaumberger.

Anmerkung des Verlegers:

Der Brief vom 25/2. war der letzte, der von seiner Hand bei mir einging, der 16. März des Jahres 1874 machte seinen qualvollen Leiden ein Ende.